

wart  
DEFEKT  
KRASS

No. 121 | Januar 2016



**moritz.**magazin

**Verwandt**

Hochschulparteien am  
Rockzipfel

**Defekt**

Klosprüche hartkrass  
analysiert

**Geladen**

Greifswalds Weg zur  
Kernfusion

**Ungeschminkt**

Die Rollen hinter den  
Kulissen



webmoritz.

[www.webmoritz.de](http://www.webmoritz.de)

Deine Adresse für das  
Neueste aus Universität,  
Stadt und Kultur.

[www.moritz-magazin.de](http://www.moritz-magazin.de)

Die Archivseite des  
moritz.magazins in  
neuem Design.



[moritz.magazin](http://moritz.magazin)



## Vorwort

### IMPRESSUM

#### Redaktion & Geschäftsführung

Rubenowstraße 2b, 17489 Greifswald

Telefon 03834-861759

E-Mail magazin@moritz-medien.de

#### Postanschrift

**moritz.** – Das Greifswalder Studentenmagazin  
c/o Zentrale Poststelle, Rubenowstraße 2, 17487  
Greifswald

#### Geschäftsführung & Anzeigen

Sophie-Johanna Stoof,

Enzo Petzold (stellv. Geschäftsführung)

#### Chefredaktion

Lisa Klauke-Kerstan (V.i.S.d.P.)

Luise Fechner (stellv. Chefredaktion)

Ressortleitung **Polittalk** Philipp Deichmann

Ressortleitung **Uni.versum** Rachel Calé

Ressortleitung **Greifswelt** Jonas Greiten

Ressortleitung **Kulturkiste** Constanze Budde

Online-Redaktion N.N.

#### Mitwirkende Redakteure in dieser Ausgabe

Nina Ahlers, Michael Bauer, Sebastian Bechstedt,  
Max Benning, Constanze Budde, Rachel Calé, Se-  
lin Cavus, Philipp Deichmann, Rebecca Firneburg,  
Jonas Greiten, Constantin Klaffus, Klara Köhler,  
Cerrin Kresse, Yang-Leng Liu, Philipp Schulz,  
Sabrina Stock, Marco Wagner

**Layout & Gestaltung** Sebastian Bechstedt, Martin  
Grimm, Luise Fechner, Lisa Klauke-Kerstan, Jan  
Krause

**Lektorat** Angela Engelhardt, Felix Fritze

**Titelbild** Lisa Klauke-Kerstan

**moritz.män** Lisa Klauke-Kerstan

**Tapir** Kai-Uwe Makowski

**Druck** Druckhaus Panzig

**Herausgeber** Studierendenschaft der Ernst-Mo-  
ritz-Arndt-Universität Greifswald, vertreten durch  
den Medienausschuss, Friedrich-Loeffler-Straße  
28, 17487 Greifswald

**moritz.** – das Greifswalder Studentenmagazin,  
erscheint sechs Mal im Jahr in einer Auflage von  
3 000 Exemplaren.

Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungs-  
zeit immer montags um 19.30 Uhr in der Rubenow-  
straße 2b (Alte Augenklinik). Redaktionsschluss der  
nächsten Ausgabe ist der 07. März 2016. **Das näch-  
ste Heft erscheint am 28. März 2016.** Nachdruck  
und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur  
mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion.  
Die Redaktion behält sich das Recht vor, eingerei-  
chte Texte und Leserbriefe redaktionell zu bear-  
beiten. Namentlich gekennzeichnete Artikel und  
Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der  
Redaktion wieder. Die in Artikeln und Werbean-  
zeigen geäußerten Meinungen stimmen nicht in  
jedem Fall mit der Meinung des Herausgebers  
überein. Alle Angaben sind ohne Gewähr.

Zuerst waren wir Charlie. Dann begrüßten wir in großer Zahl die Flüchtlinge und zuletzt waren wir alle vereint. Na, erkannt? Aufgezählt sind drei der bedeutendsten und weitläufigsten Schlagworte des vergangenen Jahres, die in den sozialen Netzwerken ihre Runden drehten. Doch „Je suis Charlie“, „Refugees welcome“ und „Nous sommes unis“ sind nur die glänzenden Spitzen des Hashtag-Gebirges. Heutzutage besitzt das Medium mit dem kleinen, blauen Zeichen das Privileg, größtmögliche Aufmerksamkeit auf eine Sache zu bündeln. Wir fühlen uns mit Menschen auf der ganzen Welt verbunden und können unsere Einstellung präzise zum Ausdruck bringen. Ist es nicht genau das, worin soziale Medien ihren Nutzen haben? Im Verbinden, Vernetzen und Bewegen von Menschen über den ganzen Globus verteilt?

An und für sich bin ich kein großer Freund sozialer Netzwerke. Mein bisheriges Leben lief auch ohne Freundschaftsanfragen und Likes ganz gut. Meine Freunde gehören noch zur Generation, die mit SchülerVZ ihre ersten Social-Media-Schritte tat und auch mir ist bekannt, was die eigentliche Intention Mark Zuckerbergs für sein Netzwerk war. Wie es sich anfühlt, dann gerade nicht Teil des Systems zu sein, werden meine Seelenverwandten sicher nachempfinden können. Natürlich wird man schnell zum Außenseiter, sobald es um Organisation, angefangen bei Lerngruppen, geht. Der Satz „Ich habe gar kein Facebook“ kommt mir bei Kennenlern-Runden nicht wirklich leicht über die Lippen. So manches Mal, speziell auf Reisen, habe ich mir doch heimlich gewünscht, Teil der über eine Milliarde Mitglieder zu sein. Aber wäre mein Leben dann anders als jetzt, in mancher Hinsicht vielleicht sogar einfacher? Ich muss auch sagen, dass dieses Nicht-Dazugehören den Rest der Gesellschaft dichter zusammenschweißt. Schließlich müssen wir uns über die eigentlich unnötigen Rechtfertigungen austauschen.

Wie so häufig liegt der Schlüssel in der korrekten Nutzung, um das Beste aus dem Medium zu ziehen und das Schlechte zu meiden. In dem Sinne spielt auch meiner Meinung nach die dringende Frage nach Medienpädagogik eine Rolle. Wenn die Eltern nicht wissen, was sich hinter ominösen Websites und betrügerischen Apps verbirgt, wie sollen sie ihren Nachwuchs dann davor schützen?

Sollte die Nutzung sozialer Netzwerke allerdings pauschal der Völkerverständigung und Friedenssicherung dienen – ja, dann bin auch ich davon überzeugt. Doch bis dahin ist noch ein langer Hashtag-Weg zu beschreiten. Fangt mal schön an zu posten!

Rachel



Auch diesmal haben wir uns für Euch verrenkt, verknotet und die Finger wund fotografiert. Was es mit diesem Bild von Lisa genau auf sich hat, erfahrt Ihr ab Seite 20.



# Inhaltsverzeichnis

---

## Polittalk

- 07 Pustekuchen
- 08 Liebesgrüße aus Moskau
- 10 In der Bündnis-Schmiede
- 12 Entfernte Verwandte
- 15 Beschlossen und dann?

## Uni.versum

- 17 Entscheidungshilfe
- 18 24 Stunden auf Abruf
- 20 Toiletten-Lektüre
- 23 So sehen Studenten das
- 24 „Ihr braucht Wissen!“

## Greifswelt

- 27 Meine Greifswelt
- 28 Im Rausch des Plasmas
- 31 Werden muss jeder
- 33 Gift im Peenetal
- 34 So will ich diese Tage mit euch leben

## Kulturkiste

- 37 Verliebt
- 38 Wer die Fäden zieht
- 40 Ein Kampf
- 41 GUSStAV meets **moritz.**
- 42 **moritz.män**
- 43 Rezensionen

## moritz.

- 03 Vorwort
- 03 Impressum
- 04 Randnotizen
- 05 Inhaltsverzeichnis
- 46 Kolumne
- 46 Rätsel
- 48 m.trifft... Mustafa Yetiskin
- 49 Tapir: „Der Ehrenscheich“



# Polittalk







## Pustekuchen

Was wohl Frau Schwarzer zu diesen Zahlen sagen würde: Im Greifswalder Studierendenparlament (StuPa) saßen in der letzten Legislatur gerade mal drei Frauen. Das ergibt bei insgesamt 27 Plätzen im StuPa eine Frauenquote von nur 11,1 Prozent, wo sich doch 60 Prozent der Greifswalder Studierenden dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen. Da stimmt doch was nicht!

„Das Problem ist nicht, dass Frauen nicht gewählt werden, sondern schlicht und ergreifend, dass weibliche Studierende nicht willens sind zu kandidieren“, erklärt Professor Jochen Müller, der die Juniorprofessur für Politische Soziologie an unserer Universität innehat. Dieses Muster zeigt sich auch bei der aktuellen Gremienwahl – insgesamt kandidierten nur neun Frauen. Das ist schade, denn Studien zeigen, dass „Frauen andere Werte vertreten und dadurch in Parlamenten tendenziell andere Themen mit auf die Agenda bringen“, so Müller weiter.

Trauen sich die Frauen etwa nicht? Pustekuchen. In Greifswald konstituiert sich das StuPa auf der Basis einer Personenwahl. „Wenn man nun Mitglied in einer Hochschulpartei ist, ist es auch wahrscheinlicher, dass man kandidiert. Jetzt ist aber der Anteil von Frauen in diesen Gruppen grundsätzlich geringer“, erklärt Müller den Zusammenhang. Weniger Frauen in den Parteien führen demnach zu weniger Kandidatinnen und damit zu weniger Pumps im StuPa. „Frauen sind politisch interessiert, aber ihr parteipolitisches Engagement ist eben geringer ausgeprägt“, sagt Müller abschließend. Lasst das bloß nicht Frau Schwarzer wissen.

► Lisa Klauke-Kerstan

# Liebesgrüße aus Moskau

Die meisten Fachschaftsräte sind vom Hörensagen bekannt. In der Slawistik ist eher der vom FSR betriebene Studentenkeller „Tschaika“ populär. Der Drahtzieher selbst ist hingegen sehr schwer aufzufinden. Auf der Suche nach dem Phantom.

---

Von: Marco Wagner

In der Greifswalder Slawistik habe ich mich noch nie so richtig zurechtgefunden. Dabei hat dieses Gebäude durchaus den morbiden Charme eines Kreuzberger Hausbesetzer-Hauses. Die Treppe rauf, die halbe Treppe wieder runter, hier um die Ecke und dann noch einmal da um die Ecke und plötzlich stehe ich vor irgendeiner Tür. Manchmal war es sogar der Raum, in den ich auch wollte.

Bisher war der mysteriöse und chaotische Charme so ziemlich das einzig Interessante an der doch recht gemütlichen Slawistik. Legendar ist die „Tschaika“, der Keller des Fachschaftsrates (FSR) Baltistik/Slawistik. Achja, FSR. Wo ist der eigentlich? „Als ein Mitglied des FSR mal bei einer Arbeitsgruppe zum Thema Bildungstreik anwesend war, haben sich gleich alle auf sie gestürzt, weil man sonst niemanden von denen erreichen kann“, erzählt mir meine Chefredakteurin von dem FSR, der nur ein Phantom zu sein scheint. Ich werde neugierig.

Also mache ich mich auf die Suche nach dem Verschollenen. Da sich angeblich eines der FSR-Mitglieder in der Ukraine aufhalten soll, mache ich mich auf den Weg in Richtung Osten. Da ich in der Ukraine niemanden finden kann, fahre ich noch ein Stück weiter nach Osten, nach Russland, um jenen FSR zu suchen.

## Der russische Auftrag

Zuerst treffe ich mich mit Russlands Präsident Wladimir Putin, er scheint eine vertrauenswürdige Person zu sein. Der Staatschef ist wenig amüsiert darüber, dass eine studentische Vertretung slawischer, speziell russischer Sprache und Kultur einfach so verschwunden sein soll. Und so wird aus meinem redaktionellen Auftrag, den FSR ausfindig zu machen, schnell ein russischer von politischer Brisanz. Ich soll für Putin herausfinden, wer für das Verschwinden des FSR verantwortlich ist.

Es ist wohl besser, der Bitte des russischen Präsidenten nachzukommen, denke ich mir. Auch wenn das – sagen wir mal – unangenehme Konsequenzen für die Verursacher des Verschwindens des FSR nach sich ziehen dürfte. Putin meint bei der Verabschiedung jedenfalls noch zu mir: „Herr Wagner, wenn Sie Hilfe brauchen: Ich schicke Ihnen ein paar meiner Agenten nach Deutschland. Und treffen Sie sich unbedingt auch mit meinem Freund Aljaksandr Lukaschenka. Er wird Ihnen mit Sicherheit helfen.“ So ganz wohl fühle ich mich bei diesem Gedanken nicht. Putin scheint das wohl in meinem Gesicht lesen zu können.

„Sehen Sie, Herr Wagner. Ich werde meinen Freund Lukaschenka gleich mal anrufen und ihm sagen, dass Sie sich mit ihm treffen wollen.“ – „Aber ich weiß doch noch gar nicht.“ – „Bitte unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben mich scheinbar nicht richtig verstanden. Sie werden sich mit ihm treffen. Ihnen scheint noch nicht ganz klar zu sein, dass es das höchste Interesse der slawisch-russischen Gemeinschaft ist, dass eben dieser FSR wieder auftaucht. Sehen Sie, es handelt sich hier nicht nur um irgendeine Vertretung. Es geht hier um eine russische Vertretung.“ – „Aber zur slawischen Kultur gehören doch auch Polen, Tschechien...“, unterbreche ich erneut den Präsidenten. Das nimmt er mir übel. „Es handelt sich bei diesem FSR

um eine russische Vertretung, wenn ich Sie richtig verstanden habe. Hier haben Sie ein Billett. Mit diesem Billett fahren Sie nach Minsk. Dort werden Sie dann von einem Vertreter des KGB, des weißrussischen Geheimdienstes, empfangen. Er wird Sie an einen sicheren Ort bringen. Dort werden Sie sich dann mit meinem Freund Lukaschenka unterhalten.“ Mir sinkt das Herz in die Hose. Wo bin ich hier bloß reingeraten?

## Die unbekanntenen Agenten

Zwei Tage später sitze ich mit Lukaschenka an einem Tisch. „Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, dass wir uns ein paar Informationen über Sie, Ihre Familie und Ihren Freundeskreis eingeholt haben.“ Nein. Natürlich habe ich nichts dagegen. Warum sollte ich? Das ist schließlich etwas ganz Normales. „Wir haben dabei festgestellt, dass Sie ein Freund Weißrusslands sind.“ Aha. Woher er diese Annahme hat, ist mir unklar. Dennoch lasse ich ihn weiter reden: „Ich habe meine Agenten über den Vorfall unterrichtet. Sie werden Sie bei Ihrer Arbeit unterstützen. Sie können jetzt gehen!“ Ratlos verlasse ich das Büro des weißrussischen Präsidenten.

Wieder in Greifswald angekommen, suche ich jetzt also mit enorm viel Druck im Nacken nach weiteren Informationen zum FSR. Da ich aus bisherigen Kontaktversuchen mit dem FSR Slawistik/Baltistik bereits weiß, dass auf E-Mails – das ist schon fast Tradition – eher spärliche Rückmeldungen kommen, versuche ich es über Facebook. Und werde fündig. Es gibt im Internet gleich mehrere Facebook-Gruppen und Facebook-Seiten zur Greifswalder Slawistik, hinter denen der FSR stehen könnte und teilweise auch eindeutig steht. So zum Beispiel: „FSR Baltistik und Slawistik Greifswald“. Der letzte Eintrag stammt vom März 2014. Ein weiteres Indiz für das Verschwinden des FSR. Die geschlossene Gruppe „Fachschaftsrat Baltistik und Slawistik Greifswald“ ist hingegen ein Zeichen für die theoretische Existenz des FSR. Der Unterschied: Bei dem einen Eintrag handelt es sich um eine Facebook-Seite, bei dem anderen um eine geschlossene Facebook-Gruppe. Deutlich belebter und zugleich zugänglicher erscheint die Facebook-Seite der „Greifswalder Slawisten“. Inwiefern es sich hierbei um eine Seite des FSR handelt, ist bislang unklar. Dennoch bringt diese Seite ein wenig Licht ins Dunkel der Arbeit des FSR. So hat beispielsweise am 11. Dezember 2015 in der „Tschaika“ die Weihnachtsfeier der Slawisten stattgefunden. Die Spur ist trotzdem kalt.

Ich beginne Freunde auszuhorchen, schließlich will der russische Präsident Ergebnisse sehen. „Der FSR hat damals das Fachschaftsfrühstück organisiert“, meint Martin. Doch mehr ist auch aus ihm nicht rauszuholen. So langsam gehen mir die Ideen aus.

Als ich zwei Wochen nachdem ich der FSR-Vorsitzenden Natalja Gubaidulina per Facebook geschrieben habe immer noch keine Antwort erhalten habe, beschließe ich, den FSR während seiner Sprechstunde persönlich aufzusuchen – dass ich da nicht früher drauf gekommen bin. Die Homepage des FSR verspricht, dass man seine Mitglieder jeden Mittwoch um 20 Uhr in der „Tschaika“ treffen kann. Doch dort erwartet mich am richtigen Tag zur richtigen Zeit




nur eine verschlossene Tür. Ich gehe vorsichtshalber in das Institut, um nach Hinweisen auf eine mögliche FSR-Sitzung zu suchen. Im Sekretariat treffe ich einen Institutsmitarbeiter an. Als ich ihn frage, ob er wüsste, wo ich den FSR finden könne, meint er: „Der FSR hat einen eigenen Aushang, da müsste eigentlich stehen, wann und wo sie sich treffen.“ Und tatsächlich finde ich links neben der Institutsbibliothek eine Pinnwand mit den vermeintlichen Aushängen des FSR. Schließlich wird dort der studentische Institutschor Chyrrill beworben. Doch Informationen über mögliche Sitzungen sehe ich nicht. Also gehe ich zum Eingangsbereich des Instituts zurück. Auch hier ist nichts zu finden.

### Die geheimnisvolle Spur

Ich komme einfach nicht mehr weiter. Doch innerhalb der Studierendenschaft gibt es Menschen, die eigentlich immer irgendwo irgendwie alles wissen. Milos Rodatos, Fakultätsratsmitglied, ist einer von ihnen. Deshalb vereinbare ich über einen Mittelsmann ein Treffen mit ihm. Im Schein einer Laterne erzählt er mir, dass der FSR gar nicht so verschwunden ist, wie vermutet. Im Zusammenhang mit den geplanten Streichungen an der Philosophischen Fakultät war er sogar sehr engagiert: „Wir haben im Zuge der Debatten über die drohenden Einsparungen innerhalb der Philosophischen Fakultät früh damit angefangen, die FSR einzubinden, und eine gemeinsame Arbeitsgruppe gegründet. Die FSR, die es direkt betroffen hätte, sind dann auch noch mal eigenständig aktiv geworden und haben zusammen mit dem jeweiligen Institut Druck gegenüber der Universitätsleitung gemacht, damit wir es irgendwie schaffen, die Kürzungspläne vom Tisch zu bekommen“, erzählt Milos über die Hintergründe seiner Begegnung mit dem FSR Slawistik/Baltistik. Zudem habe das Veto der studentischen Fakultätsratsmitglieder viel dazu beigetragen, dass für die Kürzungsszenarien eine Lösung gefunden worden ist. „Daran haben aber auch die Institutsmitglieder, die im Hintergrund viele Gespräche geführt haben, einen großen Verdienst“, so Milos abschließend. Zur Kürzungsdebatte standen alle Studiengänge und Stellen des Mittelbaus in der der Baltistik sowie die langfristige Schließung des gesamten Studienbereichs nebst Streichung einer Professur und der Lektorate in der Slawistik. Langsam sehe ich die Sonne am Horizont aufgehen und bekomme eine Ahnung davon, wie der FSR agiert – nämlich inkognito.

Nach diesen Informationen packt mich die Hoffnung und ich wende mich an den Allgemeinen Studierendenausschuss (ASTA). Die Vorsitzende Anna-Lou Beckmann trifft sich mit mir auf einer Parkbank und weiß hinter vorgehaltener Zeitung Einiges über den FSR Slawistik/Baltistik zu berichten. Sie hat endlich eine Erklärung dafür, warum der FSR so schwer erreichbar ist: „Man darf nicht vergessen, dass der FSR aus nur drei Mitgliedern besteht, von denen aktuell aufgrund eines Auslandssemesters nur zwei in Greifswald sind“, erklärt sie die doch recht schwache personelle Besetzung der Studierendenvertretung. „Trotz allem schaffen sie es immer, bei der Ersti-Woche präsent zu sein und bekommen es hin, nebenher die „Tschaika“ am Leben zu erhalten“, erklärt Anna-Lou.

Im Januar, kurz nach Silvester, erhalte ich schließlich wieder einen Anruf von Präsident Putin. Er bestellt mich erneut in sein Büro. Ich fliege nach Moskau. „Erzählen Sie!“, fordert Putin mich auf. „Es tut mir leid, Herr Präsident, finden konnte ich den FSR nicht.“ Der ohnehin kühle Blick des russischen Präsidenten versteinert. „Allerdings habe ich in Erfahrung bringen können, dass er an der Rettung des Institutes für Slawistik und Baltistik beteiligt gewesen ist.“ Putin horcht auf. „Fahren Sie fort!“ Ich erzähle dem Präsidenten die ganze Geschichte und vor allem, dass der FSR mehr oder weniger im Untergrund zu arbeiten scheint. Dass die Baltistik in Gefahr war, interessiert den Präsidenten herzlich wenig, seine Sorge gilt vor allem der Slawistik. Als ich meinen Bericht abliefern und denke, nun sei meine Zusammenarbeit mit Wladimir Putin beendet, sagt er plötzlich: „Wagner. Sie gehen jetzt nach unten. Dort werden Sie von Michail Fratkow, dem Chef des russischen Auslandsgeheimdienstes (SWR), erwartet. Er wird Ihnen ein Angebot unterbreiten, das Sie annehmen werden. Gehen Sie jetzt.“ 





# In der Bündnis-Schmiede

Viele Greifswalder wollen sich für Flüchtlinge engagieren. Knapp zehn Studierende und Bürger haben sich vorgenommen, diese Angebote zu koordinieren. Wie gehen sie dabei vor? **moritz.** hat das Orga-Team bei seinen ersten Schritten begleitet.

Von: Max Benning & Rachel Calé

FOTO: LUISE FECHNER

Oh, da ist ja Pfeffi! Ohne Pfeffi geht nichts.“ Diesen Satz kennen wahrscheinlich viele. Wer denkt, dass er in einer Kneipe gelandet ist und die Intention dem alkoholischen Getränk gilt, der irrt diesmal. Pfeffi ist die Hauskatze des Jugendzentrums Klex und erwartet auf dem Sofa ihre Besucher und die dazugehörigen Streicheleinheiten. Die Mitglieder des neu gegründeten Hilfsbündnisses „Greifswald hilft Geflüchteten“ treffen sich heute zum ersten Mal hier. Sie haben sich ein hohes Ziel gesetzt: Nach dem Vorbild von „Rostock hilft“ soll ein neues Bündnis geschaffen werden, das alle Hilfsorganisationen für Flüchtlinge in Greifswald bündelt und mit dem studentische sowie nicht-studentische Aktionen einfacher koordiniert werden können.

Bis Ende des vergangenen Jahres wurden über 3 000 Geflüchtete in der Hansestadt sowie im Landkreis Vorpommern-Greifswald aufgenommen. Das entspricht knapp einem Fünftel der für Mecklenburg-Vorpommern nach dem bundesweit geltenden Schlüssel zugeteilten Flüchtlinge.

## Rauchende Köpfe und dröhnende Bässe

Einige der Organisatoren engagieren sich zum ersten Mal, andere haben bereits Erfahrung und sind seit Monaten oder Jahren Teil diverser Initiativen, Verbände oder Parteien. „Wir sind ein Zusammenschluss aus Menschen unterschiedlichster Art. So engagieren sich neben Studierenden auch Berufstätige und folglich Menschen aller Alters- und Berufsgruppen“, erklärt das studentische Gründungsmitglied Thomas Balsmeyer\*. „Uns eint der Wunsch, allen Geflüchteten in und um Greifswald zu helfen und ihre gegenwärtige Situation zu verbessern.“ Die Helfer sind sich des Aufwands und der dafür erforderlichen Opfer bewusst. Thomas bestätigt: „Es ist nicht verwunderlich, dass die Arbeit in der Initiative von uns ähnlich viel Zeit abverlangt, wie sie beispielsweise für Familie, Freunde oder das Studium nötig ist.“ Als erstes überlegt das Orga-Team, das sich künftig wöchentlich zusammensetzen will, wann und wo die Veranstaltung, an der sich alle Greifswalder Hilfsorganisationen erstmalig zusammensetzen sollen, überhaupt stattfinden kann. Wo darf man wie lange bleiben? Gibt es genug Raum zur Interaktion? Die Wahl fällt auf den Bürgerschaftssaal im Rathaus, allerdings gibt es für diesen noch keine Zusage.

Unterschiedliche Ansätze gibt es auch beim Selbstverständnis des Bündnisses. Wollen sie lediglich in der Vermittlerrolle bleiben oder sich politisch positionieren? Kim Huebler\*, die die Moderation des geplanten Abends übernehmen wird, hakt nach: „Ihr müsst vorher wissen, was ihr bezwecken wollt. Geht es hier um spezifische Ansichten zur Flüchtlingspolitik oder wollt ihr den Fokus auf humanitäre Hilfe legen?“ Schnell wird sich darauf geeinigt, diesen Aspekt zwar in die einleitenden Worte aufzunehmen, ein endgültiges Verständnis hingegen erst im Laufe des Abends zu entwickeln. Um die Stimmung aufzulockern, erzählt ein Mitglied nach einer Weile, wie in den Notunterkünften über das große Engagement in Greifswald im Gegensatz zu Wolgast und Anklam geredet wird. „Die Flüchtlin-

ge wissen schon, was sie erwartet, wenn sie nach Anklam müssen und sind dann nicht gerade begeistert.“ Das Orga-Team lässt sich von den dröhnenden Bässen aus dem Jugendclub nicht ablenken, denn ihnen steht noch eine Menge Arbeit bevor.

## Zwei Wochen später

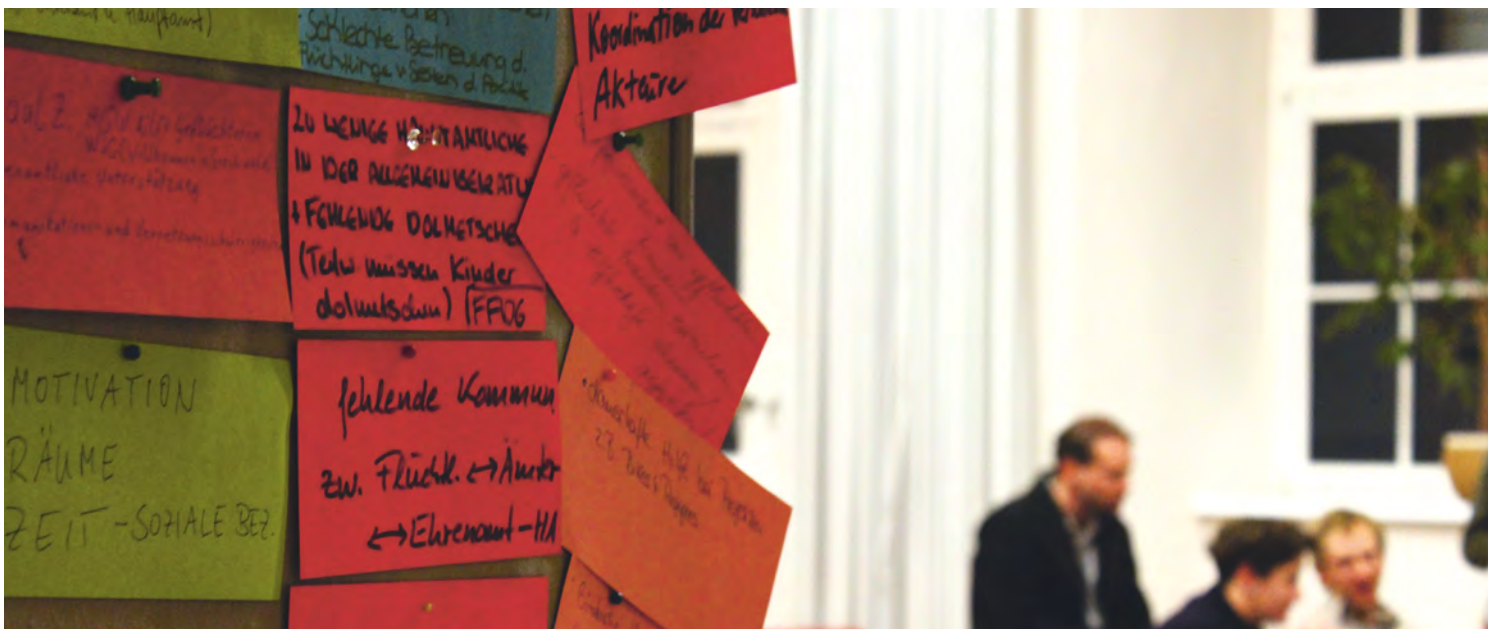
Noch werden das Buffet aufgebaut und Pinnwände präpariert, während die ersten Gäste nach und nach im Bürgerschaftssaal des Rathauses eintreffen, für den das Orga-Team tatsächlich die erhoffte Zusage bekommen hat. Was noch vor vierzehn Tagen beratschlagt wurde, wird heute Abend Realität. Nach zehn Minuten sind die meisten der eingeladenen Hilfsorganisationen sowie interessierte Bürger anwesend und Jens Stricker\* als Vertreter des Orga-Teams von „Greifswald hilft Geflüchteten“ sowie Moderatorin Kim begrüßen die Gäste. Sie erläutern zunächst die Entstehung ihrer Idee, das Programm für diesen Abend sowie das Ziel der Versammlung. Konkret führen sie das Bündnis als künftigen Ansprechpartner für alle Belange in der Flüchtlingshilfe ein.

Damit die Anwesenden ein Bild voneinander bekommen, hat sich die Gruppe etwas Besonderes ausgedacht: Nach einem Partnerinterview mit dem jeweiligen Tischnachbarn erzählt jeder in kurzen Stichpunkten etwas über das bisherige Engagement des anderen und auf welche Hindernisse er oder sie dabei gestoßen ist. Es wird deutlich, wie vielfältig das Angebot in der Hansestadt bereits aufgestellt ist. Von der Bereitstellung von kostenlosem W-LAN oder Räumlichkeiten für Deutschkurse, dem Anbieten von Hausaufgabenhilfe für Flüchtlingskinder bis hin zu organisierten Transporten der Möbel in neue Wohnungen. Beispielhaft für studentisches Engagement werden unter anderem Initiativen wie „Aktionskreis kritischer Jurist\*Innen“ sowie „Medizin und Menschenrechte“ vorgestellt, welche kostenlose Rechtsberatungen beziehungsweise medizinische Versorgung für Geflüchtete organisieren. Kim hat alle Hände voll zu tun, die Pinnwand mit den auf Karteikarten geschriebenen Aktionen auszustatten. Bei allen Äußerungen fällt auf, dass die vielversprechendsten Pläne oft an dem Punkt der Kommunikation zwischen ehren- und hauptamtlichen Helfern scheitern. Ein Beispiel für eine unglücklich verlaufene Planung war die Notunterbringung von mehreren Dutzend Flüchtlingen in der Turnhalle in der Feldstraße im vergangenen Oktober, die an diesem Abend des Öfteren angesprochen wird.

## Der Schlüssel zum Erfolg

Wie lässt sich nun die überschwängliche Motivation der vielen Gruppierungen organisieren, ohne dass das Orga-Team dabei in einem Chaos von unbeantworteten E-Mails und Fehlplanungen versinkt? Neben dem Problem der Kommunikation werden auch der Mangel an Übersetzern, die Einbeziehung der dezentral untergebrachten Geflüchteten in das Hilfsangebot Greifswalds sowie die immer stärkere Überschneidung der Aufgaben ehren- und hauptamtlicher Mitarbeiter angesprochen. Dies sieht das Bündnis






als besonders problematisch. „Ehrenamtliches Engagement darf keineswegs zum Ersatz für hauptamtliche Arbeit werden. Vielmehr ist es die dringende Aufgabe, ein besseres Für- und Miteinander zwischen Ehrenamtlichen, Hauptamtlichen und insbesondere den Geflüchteten selbst zu schaffen“, beschreibt Thomas die Vision von „Greifswald hilft Geflüchteten“. Das Orga-Team hat die aufgeführten Probleme bereits im Voraus geahnt, sodass sie vorsorglich um Hilfe von den Rostocker Kollegen gebeten haben. Aus dem Grund ist auch Anja Niehof\* da. Als Mitbegründerin spricht sie darüber, wie der Verein „Rostock hilft“ innerhalb von wenigen Tagen entstanden ist, als im September in der Hansestadt Not am Mann war. Hunderte von Flüchtlingen waren auf ihrer Durchreise nach Skandinavien am Rostocker Hauptbahnhof gestrandet. Um die Menschen nicht auf sich alleine gestellt zu lassen, schlossen sich spontan Helfer zusammen, erstellten auf einer Internet-Plattform Schichtpläne und legten damit den Grundstein für die bis heute andauernde Verwaltung aller ehrenamtlichen Aktivitäten. Genau diese Schichtpläne seien der Schlüssel zum Erfolg gewesen, berichtet Anja. Zudem haben die Rostocker gute Erfahrung mit einer festen Liste von verfügbaren Dolmetschern gemacht, um sprachliche Hürden beispielsweise bei Behördengängen zu vermeiden. Im Greifswalder Bürgerschaftssaal stößt diese Idee auf Begeisterung. Die Greifswalder sind davon inspiriert, zu sehen, dass es tatsächlich funktionieren kann. „Der Vorteil dieses Bündnisses ist, dass es keine Verbindlichkeiten oder komplizierte bürokratische Wege gibt. Es findet alles auf einer persönlichen Ebene statt und das erleichtert vieles“, so die Vertreter aus Rostock.

### Ein Erfolg bahnt sich an?

Als notwendig sehen sie auch die Errichtung verschiedener Arbeitsgruppen (AGs) an. Diese bilden sich in der nun folgenden Austauschrunde, in der sich konkrete Gruppierungen zu jeweiligen Einsatzgebieten finden, wobei die Euphorie über das gelungene Vorbild in den Vorschlägen mitklingt. „Ich fände es wichtig, eine Pressegruppe einzurichten, um das Engagement der Helfer zu würdigen und auch um den Geflüchteten eine Stimme zu geben“, wirft jemand in die Runde. Auch der Vorschlag, Geflüchtete selber in die Bündnisarbeit zu integrieren, um ihren Bedürfnissen und Wünschen wirklich gerecht zu werden, wird angenommen. Die Chancen für „Greifswald hilft Geflüchteten“ sehen die Kollegen aus Rostock sehr positiv. Sie können sich gut vorstellen, dass auch hier in Greifswald das Konzept der Rostocker erfolgreich umgesetzt werden kann. Auch den Abend betrachten sie als gelungen. „Es waren viele motivierte Leute da und man hat eindeutig das Bedürfnis nach Kommunikation gespürt.“ Die Idee der Arbeitsgruppen stellt genau den richtigen Weg für aktive und kontinuierliche Mitarbeit der Bevölkerung dar. „Je konkreter die Aufgaben sind, desto mehr Leute machen mit. Das Bündnis sorgt nur noch für die große Vernetzung, damit nicht mehr so viel aneinander vorbeiläuft wie bisher“, erklärt Anja.

Es ist fast geschafft. Der Abschluss des Treffens besteht darin, dass sich alle AGs nach der Austauschrunde noch einmal zusammen-

setzen und sich konkret auf das weitere Vorgehen einigen. E-Mail-Adressen und Telefonnummern werden ausgetauscht, während alle gelöst in der Mitte des großen Saals auf Stühlen und Tischen sitzen. Das Orga-Team gibt noch letzte Ratschläge für eine erfolgreiche Kommunikation mittels sozialer Netzwerke und verabschiedet seine Gäste. Für die kommenden Schritte schlagen sie ein nächstes Gesamttreffen im Januar sowie die Einführung von Stammtischen der einzelnen AGs vor. Diese informellen Runden sollen wöchentlich stattfinden, für jeden zugänglich sein und Raum für anfallende Projekte, Hindernisse und neue Ideen bieten. Ob sich das Bündnis letztendlich als feste Sammelstelle etablieren wird, kann niemand voraussagen. Als sie nach dem Aufräumen noch vor dem Rathaus verweilen, wirken sie erschöpft aber zufrieden. Maren Schult\* aus dem Orga-Team bestätigt strahlend: „Ich war ja schon auf acht oder neun Veranstaltungen zur Flüchtlingshilfe. Wenn ihr mich fragt, war das heute Abend mit Abstand die beste. So wird das was!“ 

\*Namen von der Redaktion geändert.



Die Moderatorin koordiniert die Ideensammlung.

# Entfernte Verwandte

Finanzieren sich Hochschulpiraten durch Freibeuterei? Wie viel SPD steckt eigentlich in den Jusos? Und in welchem Verhältnis stehen Junge Union und RCDS? **moritz.** hat sich aufgemacht, Antworten zu diesen und weiteren Fragen zu finden.

Von: Philipp Deichmann



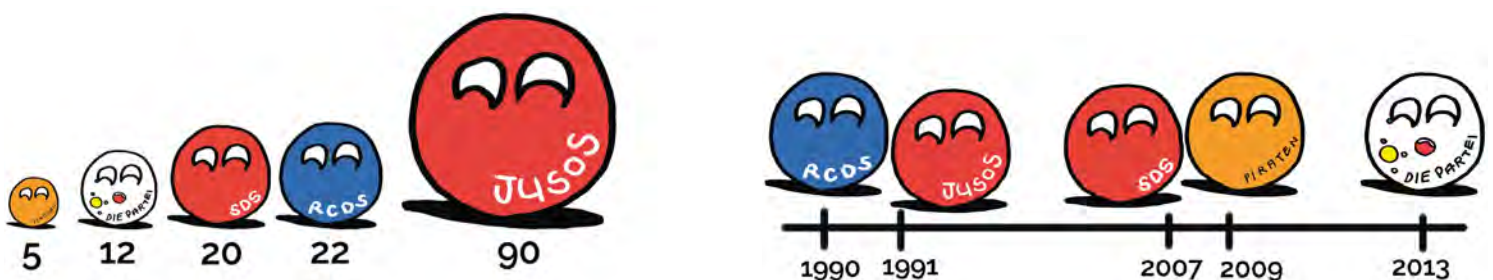
## Gut vernetzt – Die Hochschulgruppe der Jungsozialisten (Juso-HSG)

Die Hochschulgruppe der Jungsozialisten ist schon fast ein hochschulpolitisches Urgestein. Der Studierendenverband der SPD (Sozialdemokratische Partei Deutschlands) und der Jusos kann auf eine über 40-jährige Geschichte an mittlerweile über 80 Hochschulstandorten zurückblicken. Dieser Erfahrungsschatz macht die programmatisch und personell unabhängige Juso-HSG und ihre Mutterpartei zu einem gut eingespielten Team in Sachen Struktur, Vernetzung und Zusammenarbeit. Sowohl auf Landesebene als auch auf Bundesebene sind gemeinsam gewählte Vertretungen vorhanden. Darüber hinaus leistet die Mutterpartei finanzielle Hilfe an die Juso-HSG und erhält Unterstützung von ihren Verbänden in Form von Wahlkampfhilfe oder Ähnlichem.

Wie nah sich Studierendenverband und Mutterpartei strukturell gesehen stehen, zeigt sich auch an dem Anteil der SPD-Mitglieder innerhalb des Studierendenverbandes. Von circa 90 Mitgliedern der Greifswalder Juso-HSG sind nach eigenen Angaben ungefähr 80 auch Mitglied in der SPD. Damit sind die Jungsozialisten nicht nur die größte amtierende Hochschulgruppe der Wahlperiode 2015 in Greifswald, sondern auch die mit dem zweitgrößten Anteil an Mutterpartei-Mitgliedern.

Doch obwohl die Zusammenarbeit zwischen beiden so gut funktioniert: Inhaltliche Differenzen lassen sich nicht vermeiden. „Viele Forderungen der Juso-HSG gehen weiter als die der SPD oder stehen konträr zu diesen. Dazu gehören die Forderungen für ein elternunabhängiges Bundesausbildungsförderungsgesetz (BAföG) und der vereinfachte Hochschulzugang“, so Martin Hackbarth von der Juso-HSG. Negativ bewertet werden die derzeitige Asylpolitik, der Umgang mit dem Freihandelsabkommen TTIP sowie die Arbeit und das Auftreten der momentanen Parteispitze.

In der letzten Wahlperiode entsandte die Juso-HSG fünf Vertreter in das Studierendenparlament (StuPa) und verfügte damit über mehr Parlamentsmitglieder als der RCDS, der SDS und die Hochschulpiraten zusammen. Zusätzlich wurde ein Vertreter der Juso-HSG in den Senat gewählt. Bei der diesjährigen Gremienwahl gingen zehn Mitglieder für den Senat und sechs Mitglieder bei der Stupa-Wahl ins Rennen. Ziele der Juso-HSG sind unter anderem: Schaffung eines Buddy-Programms, Anerkennung von ausländischen Hochschulzugangsberechtigungen, kostenfreie Sprachkurse, besseres Mensaessen, eine faire Mittelverteilung zwischen den Fakultäten und die Eindämmung von Tierforschung an der Universi-



Größe in Mitgliederzahlen und Gründungsjahre der Hochschulparteien im Vergleich.





## Traditionell –

### Der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS)

„Der RCDS ist seit seinem Bestehen der größte, älteste und einflussreichste politische Studentenverband in Deutschland“, heißt es auf der Internetseite des Bundesverbandes des RCDS. Das gilt für den Greifswalder Ableger nicht ganz. Im Jahr 1990, direkt nach der Wende, wurde er gegründet, und ist damit schon ein alter Hase in der Greifswalder Hochschulpolitik. Allerdings stellte er mit seinen 20 Mitgliedern nur die drittgrößte der in der Wahlperiode 2015 amtierenden Hochschulgruppen dar und war mit zwei Vertretern im StuPa und einem Vertreter im Senat auch nicht der einflussreichste Studierendenverband dieser Zeit.

Irrtümlicherweise halten viele den RCDS für einen Ableger der CDU (Christlich Demokratische Union Deutschlands). Und obwohl der RCDS eine Sonderorganisation der CDU ist, stellt er im Gegensatz zur Jungen Union tatsächlich keine parteieigene Vereinigung dar und ist somit vollständig unabhängig. „Unstrittig ist, dass wir eine gewisse inhaltliche Nähe zur CDU haben und auch in vielen Dingen zusammenarbeiten“, so Adrian Schulz vom Greifswalder RCDS. Fakt ist, dass circa 40 Prozent der Mitglieder des Greifswalder Studierendenverbandes auch Mitglied in der CDU sind. Finan-

zielle Unterstützung oder sonstige Hilfe durch die CDU sucht man allerdings vergebens. Die konservative Hochschulgruppe finanziert sich nach eigenen Angaben ausschließlich durch Mitgliedsbeiträge. Grundsätzlich leistet der Greifswalder RCDS auch keine Wahlkampfhilfe für die CDU. Zwar half man dem CDU Kandidaten Jörg Hochheim bei der letzten Wahl zum Greifswalder Oberbürgermeister, jedoch nur „weil wir überwiegend der Meinung sind, dass er der geeignetere Kandidat für diesen Posten ist“, so Adrian. Bei der diesjährigen Gremienwahl stellte der RCDS vier Kandidaten für das StuPa und sechs für den Senat. Vor allem den Digitalisierungsgrad der Universität will man durch Maßnahmen wie der Schaffung neuer WLAN-Hotspots und Online-Vorlesungen sowie der Verbesserung der Uni-App vorantreiben. Außerdem soll die „studentische Infrastruktur“ ausgebaut werden. Gemeint sind damit unter anderem die Schaffung größerer Fahrradständerkapazitäten vor der Zentralen Universitätsbibliothek und andernorts. Ferner möchte sich der Greifswalder RCDS für den Ausbau der Sprachkursangebote für Geflüchtete einsetzen und fordert eine stärkere Förderung des ehrenamtlichen Engagements.



## Frisch & frei –

### Die Hochschulpiraten

Hanse- und Universitätsstadt Greifswald. Piraten vermutet man hier zu Recht. Während dies früher wegen des Titels Hansestadt der Fall war, ist heute der Titel Universitätsstadt die Ursache hierfür. Und auch sonst haben die zwei Arten von Piraten nicht viel gemeinsam. Die Finanzierung erfolgt heute nicht mehr durch Freibeuterei und das Interesse an Rum und Schätzen wurde durch Roam und Chats ersetzt. Doch wer glaubt, dass sich die Hochschulpiraten Greifswald ausschließlich mit Internetpolitik befassen, der liegt falsch.

Die seit 2009 in Greifswald aktive Hochschulgruppe setzt sich unter anderem auch für die Revision der Bologna-Reform und die Aufrechterhaltung der Qualität von Studium und Lehre ein. Starke Unterstützung erhalten sie dabei vom Landesverband der Piraten Mecklenburg-Vorpommern. Sie sind aber, wie es für Piraten üblich ist, völlig frei und unabhängig. Lediglich privat leisten die Hochschulpiraten, die allesamt auch Mitglieder der Partei sind, Wahlkampfhilfe und sonstige Unterstützung für die Bundes-

beziehungsweise Landespartei der Piraten. Auch inhaltlich gehen die Hochschulpiraten eigene Wege. So bezeichnen sich die Greifswalder Hochschulpiraten insgesamt als solidarischer und links-progressiver als die großen Piraten auf Bundes- und Landesebene. Mit jeweils einem Vertreter gelang ihnen in der letzten Wahlperiode der Einzug in das StuPa und den Senat. Mit ihrem kleinen Team, bestehend aus fünf Mitgliedern, waren sie im letzten Jahr die kleinste amtierende Hochschulgruppe in Greifswald. Und an diesem Punkt wird eine unangenehme Gemeinsamkeit zwischen der Partei und der Hochschulgruppe deutlich: mangelnder Nachwuchs. Diesem Umstand ist es auch geschuldet, dass bei der diesjährigen Gremienwahl kein Kandidat der Hochschulpiraten für das StuPa angetreten ist. Ein vollständiger Untergang des Greifswalder Piratenkahns hätte jedoch sichtbare Folgen: Mit ihren originellen Ideen, wie dem erst kürzlich präsentierten Konzept der Gamification der Hochschulpolitik, sorgen die Hochschulpiraten stets für frischen Wind.

## Anders – Die PARTEI

Jung, erfolgreich und... anders. Die PARTEI ist im Verhältnis zu Alter und Größe die zurzeit populärste aller Hochschulgruppen. Seit der Gründung im Jahr 2013 hat Die PARTEI bereits einige Ziele in Angriff genommen. Nennenswert wären zum Beispiel die Umbenennung der Universität in Toni-Kroos-Universität, die Bemühungen zur Schaffung einer Barbecue-Mensa und der Auftrag an den Allgemeinen Studierendenausschuss (ASa) zur Begründung des „ASa-Co-Referates für nächtliche Nahversorgung“. Dass sie mit ihren Forderungen wohl den Nerv der Studierendenschaft getroffen haben, zeigt sich daran, dass in der letzten Wahlperiode alle fünf Kandidaten für das StuPa gewählt wurden. Zudem konnte Die PARTEI auch mit einem Vertreter in den Senat einziehen. Mit „sieben auf einen Streich“ fürs StuPa und einer „akkuraten 25-er Liste“ für den Senat ging die Partei auch dieses Jahr bei der Gremienwahl ins Rennen. Ihre Forderungen in diesem Jahr: Ein eigener Todesstern für die Universität Greifswald, mit dem die Universität in Rostock vernichtet werden soll, einen Prime-Pass zur Bevorzugung von zahlungskräftigen Studierenden und eine Happy Hour in der Bibliothek. Viele zweifeln an der Ernsthaftigkeit der Hochschulgruppe. **moritz.** hat daher die Frage aller Fragen gestellt: Mögt ihr lieber



Eisbären oder Pinguine? „Endlich findet mal investigativer Journalismus bei den **moritz.medien** statt! Eine kurze Umfrage kam zu dem Ergebnis: 80 Prozent Pinguine, 15 Prozent Eisbären und 5 Prozent Nacktmulle!“, erläutert Björn Wieland. Mehr gibt's da eigentlich auch nicht zu wissen. Außer vielleicht, dass die Idee hinter der PARTEI ursprünglich von einigen Redakteuren des Satiremagazins „Titanic“ stammt. Diese gründeten 2004 eine Partei mit parodistischem Charakter. Ihr bisher größter Erfolg war der Einzug in das Europaparlament im Jahr 2014. Ihr Vorhaben im europäischen Gremium: „Wir melken die Europäische Union wie ein kleiner südeuropäischer Staat“, so der Bundesparteivorsitzende Martin Sonneborn.

## Konsequent – Sozialistisch-Demokratischer Studierendenverband (SDS)

Die seit 2007 in der Greifswalder Hochschulpolitik vertretene Hochschulgruppe Die Linke.SDS ist der parteinahe Studierendenverband der Partei DIE LINKE und des Jugendverbandes „Linksjugend [solid]“. Trotz der positiven Gesinnung gegenüber der Partei DIE LINKE und der engen Zusammenarbeit zwischen beiden, betont die Hochschulgruppe ihre organisatorische, politische und rechtliche Autonomie gegenüber ihrer oft irrtümlich so bezeichneten Mutterpartei.

Wie nah sich die Institutionen jedoch tatsächlich stehen, zeigt sich unter anderem daran, dass circa 50 Prozent der 22 SDS-Mitglieder auch Mitglied in der Partei DIE LINKE sind und Wahlkampfhilfe von der Hochschulgruppe geleistet wird. Außerdem nimmt der SDS an politischen Diskursen der Partei und des Jugendverbandes teil, erhält finanzielle Unterstützung und darf das örtliche Wahlbüro der Partei bei Bedarf mitbenutzen. Auch das Aktionsprogramm der Hochschulgruppe stimmt nach eigenen Angaben mit dem bildungspolitischen Programm der Partei weitestgehend überein. So fordert der SDS unter anderem BAföG für alle und die Öffnung und Demokratisierung der Hochschulen. Besonders positiv bewertet der SDS

die momentane Konsequenz in der Flüchtlings- und Friedenspolitik der Partei DIE LINKE. Allerdings wirft er der Partei mangelnde Radikalität in der Systemfrage vor. In der letzten Wahlperiode ist dem SDS der Einzug in das StuPa und den Senat geglückt. Jeweils ein Vertreter konnte in die beiden Gremien einziehen. Und auch bei der vergangenen Gremienwahl stand der SDS wieder in den Startlöchern. Vier Vertreter der Hochschulgruppe ließen sich für die Wahl zum StuPa und den Senat aufstellen. Ihre Ziele und Forderungen sind unter anderem ein elternunabhängiges BAföG, die Festlegung der Regelstudienzeit auf Grundlage der Durchschnittsstudienzeit, leichtere Anerkennung von sozialem Engagement bei der Regelstudienzeit und die komplette Abschaffung der Anwesenheitspflicht. Außerdem wollen sie das Sprachkursangebot verbessern. „Unzureichendes Platzangebot, eine starke Einschränkung in der Kurswahl und eine mangelhafte Anerkennung der Leistungen stehen ernsthaften Fortschritten im Weg. Deswegen fordern wir freien Zugang für alle Geflüchteten und einen Ausbau des Kursangebotes für Deutsch-Erstler“, so Benjamin Schwarz vom SDS.



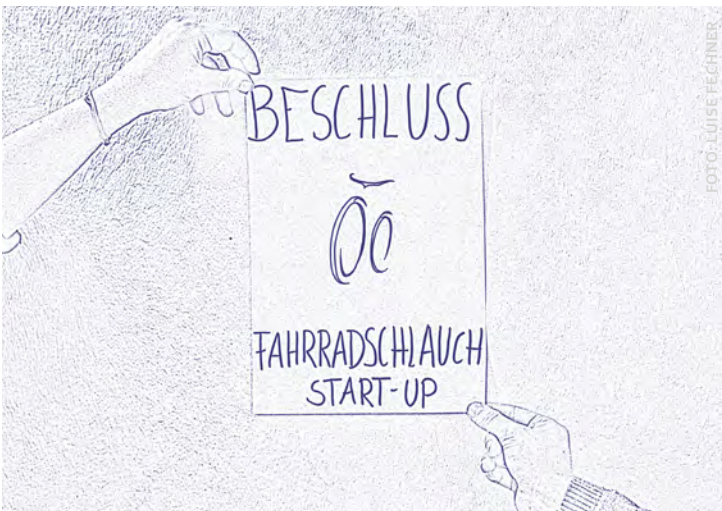
**moritz.** hofft, euch die Verwandtschaftsverhältnisse der Hochschulpolitik-  
Familie etwas näher gebracht zu haben. Vollständig war diese Aufzählung  
jedenfalls nicht. In Greifswald sind noch mehr Hochschulgruppen aktiv, die  
es aber in der vergangenen Wahlperiode nicht in das StuPa geschafft haben  
und damit nicht Teil unserer Auswahl waren.



# Beschlossen und dann?


Rund 150 Beschlüsse fasst das Studierendenparlament in einer Legislatur. Aber was passiert danach? **moritz.** ist der Sache auf den Grund gegangen. Diesmal: Ein Automat für Fahrradschläuche.

Von: Luise Fechner



Jedes Mal, wenn in Greifswald ein Fahrrad einen Platten hat, bricht für einen Studenten die Welt zusammen: kein Fahrrad, keine Universität. Aber die Vorlesung schwänzen? Wo kämen wir denn da hin. Das dachten sich ein paar engagierte Mitglieder des Studierendenparlaments (StuPa), unter anderem die Vertreter der Partei Die PARTEI, und stellten einen Antrag auf Anschaffung eines Fahrradschlauchautomaten, womit der Allgemeine Studierendenausschuss (AStA) beauftragt wurde. Seit Juni hängt er nun vor dem Radladen am Rosengarten, der ihn bewirtschaftet. Damit die Erlöse künftig der Studierendenschaft und nicht dem Radladen zugutekommen, stellten die verantwortlichen Studierenden mit weiteren Unterstützern der Idee im August einen zweiten Antrag zur Gründung eines studentischen Start-ups.

Diesmal beauftragte das StuPa die Vorsitzende des AStA, Anna-Lou Beckmann, mit der Prüfung der Durchführbarkeit einer solchen Unternehmensgründung. Hier wurde es kritisch: Weil Sven Baring, regelbedachtes StuPa-Mitglied, auf die nicht gegebene Beschlussfähigkeit des Parlaments bei der besagten Antragstellung aufmerksam machte, entstand im Nachgang für alle Beteiligten eine Menge Wind. „Wir gingen während der außerordentlichen Sitzung von der Möglichkeit einer fiktiven Beschlussfähigkeit aus und fassten den Beschluss trotzdem“, erklärt Jonathan Dehn, Präsidiumsmitglied. „Erst im Nachhinein erfuhren wir vom Justitiariat, dass eine solche für das StuPa nicht möglich ist. Der Beschluss hätte also eigentlich vom AStA vor der Ausführung erneut gefasst werden müssen, was er aber nicht wurde.“ Der AStA beschäftigt sich nämlich in der vorlesungsfreien Zeit, wenn das StuPa nicht tagt, stellvertretend mit dem Fassen von Beschlüssen und der Abarbeitung dieser. Im Nachhinein werden diese dann durch das Parlament nur noch offiziell bestätigt. Anna-Lou sah den Beschluss im Gegensatz zum Präsidium allerdings als bereits gültig an und prüfte eben diesen durch Rücksprache mit dem Justitiariat und der Hochschulleitung – mit dem ernüchternden Ergebnis, dass es das angestrebte studentische Unternehmen nicht geben kann, da laut Landeshochschulgesetz (LHG) die Versorgung der Studierenden mit Fahrradschläuchen durch ein eigens gegründetes Unternehmen nicht in den Zuständigkeitsbereich der Studierendenschaft fällt.

Damit ist die eigentliche Idee zwar hinfällig, die rechtliche Streiterei jedoch nicht. „Wir wollten im Nachhinein keinen Prüfauftrag beschließen, dessen Prüfung bereits abgeschlossen war“, kommentiert Anna-Lou die Entscheidung des AStA. Um dem Ganzen ein Ende zu bereiten, fasste das Parlament den Beschluss bei der nächstmöglichen Sitzung im Oktober einfach selbst neu, was letzten Endes aber auch vollkommen egal ist. Vielleicht gehen die Studierenden ab jetzt besser alle zu Fuß. 

# Uni.versum

DIE KRISE HEIßT  
KAPITALISMUS

1



## Entscheidungshilfe

Warum hast Du dich für ein Studium in Greifswald entschieden? Diese Frage kennen wir alle und möglicherweise auch das Gefühl, sich dabei verteidigen zu müssen. Warum also? Wegen der Nähe zur Ostsee, dem engen Kontakt zu Dozenten, der Vielfalt an Kultur oder dem Kleinstadt-Flair? Keine Frage, es gibt viele gute Gründe für die Entscheidung. Aber beachtet man als Student eigentlich auch Ergebnisse von Universitäts-Rankings? Gemessen an dem Aufwand dieser müsste ein Blick in die Statistik unabdingbar sein.

Sehen wir uns doch mal das Ergebnis des im vergangenen Oktober veröffentlichten Rankings des Time Magazines an. In diesem belegte unsere Universität einen Platz unter den 350 besten von etwa 800 untersuchten Hochschulen weltweit. Dazu kommt noch die Platzierung auf Rang zwei unter ostdeutschen Universitäten, abgesehen von Berlin. Klingt gar nicht schlecht. Schaut man etwas genauer hin, fallen aber Details auf, die das schöne Bild trüben – wie beispielsweise, dass gerade einmal fünf ostdeutsche Hochschulen bewertet wurden oder dass sich die Universität Greifswald im deutschlandweiten Vergleich im letzten Viertel befindet. Zwar brilliert die Kategorie der wissenschaftlichen Publikationen, dagegen bietet die Lehre nur ein durchschnittliches Ergebnis. Aber kein Grund zur Sorge, Ihr müsst jetzt nicht panisch die Universität wechseln. Genauso wichtig wie die Qualität der Lehre ist schließlich auch das studentische Leben. Und mit dem Professor auf Kneipentour zu gehen, das bekommt Ihr an keiner Elite-Universität.

► Rachel Calé

# 24 Stunden auf Abruf

Caro ist Medizinstudentin, studentische Hilfskraft, Ausbilderin bei Notfalltrainings und Mitglied bei der Freiwilligen Feuerwehr. Ihr Pieper begleitet sie in der Universität, ihrer Freizeit und nachts. Auch wenn es manchmal eng wird – Caro will helfen.

Von: Sabrina Stock



FOTOS: LISA KLAUKE-KERSTAN (FEUERWEHR)

Wenn es piept, dann lasse ich alles stehen und liegen.“ Carolina Hornke lacht und blickt auf ihren Funkmeldeempfänger, auch Pieper genannt. Sie zeigt mir ihre letzten Einsätze bei der Freiwilligen Feuerwehr, die darauf abgespeichert sind. Caro ist 22 Jahre alt, 1,62 Meter groß und studiert Medizin im fünften Semester. Sie trägt flache Schuhe, Rock und Kapuzenpulli. Ihre langen, dunkelblonden Haare trägt sie offen, ihre großen, grünen Augen schauen freundlich.

„Nur bei Pflichtveranstaltungen bleibe ich im Kurs sitzen, weil sich Notrufe oft als Fehlalarm entpuppen. Und wenn ich mitten in der Nacht umsonst aufgestanden bin, wünsche ich mich schon manchmal ins Bett zurück. Aber es macht mir trotzdem viel Spaß, bei der Freiwilligen Feuerwehr mitzumachen. Das ist Freizeit für mich.“ Caros Freizeit hat sich schon früh außergewöhnlich gestaltet. Mit zwölf Jahren begann sie, Clogging, einen amerikanischen Steppentanz, zu unterrichten, mit 15 verbrachte sie ein Jahr in Kanada. Nach ihrer Rückkehr ging Caro auf ein Internat in der Nähe von Stuttgart. „Ich habe mich auf dem normalen Gymnasium unterfordert gefühlt. Am Internat hat mir gefallen, dass wir besondere Zusatzkurse wählen konnten, zum Beispiel im musischen Bereich.“ Caros Vater ist auch Arzt und in der Notfallmedizin tätig. Ihre anderthalb Jahre jüngere Schwester studiert European Studies, ihr kleiner Bruder ist bei den Pfadfindern aktiv. In Greifswald wohnt Caro in einer Dreier-Wohngemeinschaft (WG), zusammen mit einer Medizin- und einer Landschaftsökologie-Studentin. Den Drang, Menschen zu retten und ihnen helfen zu wollen, hat sie schon mit 13 Jahren entdeckt und ist ihm mit dem Einstieg in den Schulsanitätsdienst nachgegangen. „Von dort an wollte ich immer mehr wissen“, sagt sie lächelnd. Und so hat sie in den Ferien eine Ausbildung zum Rettungssanitäter gemacht und begonnen, im Rettungsdienst zu arbeiten. Was sie dann zur Feuerwehr gebracht hat, waren Fragen wie: „Wie kommt der Patient zu mir?“, „Wie werden die Patienten aus zertrümmerten Autos oder brennenden Häusern geholt?“

## „Man muss Abstand wahren.“

Eine Berufsfeuerwehr haben eigentlich nur Städte ab einer Einwohnerzahl von 80 000. Greifswald hat eine Sonderstellung mit einer – allerdings sehr kleinen – Berufsfeuerwehr. Denn die Hansestadt bietet viele Gefahrenfaktoren mit Instituten wie dem Universitätsklinikum, dem Max-Planck-Institut oder dem Friedrich-Loeffler-Institut. Als Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr muss Caro erst ausrücken, wenn die Berufsfeuerwehr Hilfe braucht. Nicht also bei Einsätzen wie einer Katze auf dem Baum, sondern in schwierigeren Fällen wie zum Beispiel bei Bränden. Dennoch hat auch die Freiwillige Feuerwehr regelmäßig Einsätze, im vergangenen Jahr waren es über 200. Häufig rücken sie aber aufgrund von nicht funktionierenden

den Brandmeldern aus, sodass es dann vorkommt, dass Caro und die anderen Helfer auf dem Weg zum Einsatz eine Entwarnung erhalten und wieder umdrehen können. „Langweilig ist es, wenn die Berufsfeuerwehr länger weg ist, zum Beispiel bei einer Aktion in Nachbardörfern, und wir als Stadtschutz die Stellung halten müssen. Dann müssen wir warten, bis die anderen zurückkehren.“ Einen Brand hat Caro in Greifswald erst zweimal erlebt. Bei anderen Einsätzen musste sie Ölsuren abstreuen. „Meinen ersten Einsatz hatte ich in meiner Heimat. Da ist jemand aus dem Altenheim abgehauen und wir mussten bei der Suche helfen.“ In ihrer Heimat hat sie auch ihren bisher schlimmsten Einsatz erlebt: einen Verkehrsunfall mit vier Toten. „Ich war froh, dass ich da noch ganz neu war und nicht viel Verantwortung hatte. Dadurch konnte ich das Ganze aus der Ferne beobachten – wie die Menschen aus dem Auto geschnitten und dann behandelt wurden.“ In ihren Rettungsdiensten hat sie kleinere, aber auch lebensbedrohliche Verkehrsunfälle miterlebt. „Am häufigsten sind Herzinfarkte, Schlaganfälle und Betrunkene“, sagt sie. „Aber man merkt sich nicht alles so genau. Es gehört irgendwie zu meinem Alltag dazu, und gleichzeitig versuche ich, genug Abstand zu wahren, damit Einzelfälle mich nicht zu sehr berühren.“

## „Ich bin ein Sicherheitsfreak!“

Damit sie bei Bränden Feuer löschen und Menschen retten kann, will Caro die Ausbildung zur Atemschutzgeräteträgerin machen. Ein Atemschutzgerät ist eine mit Pressluft gefüllte Flasche, die man auf dem Rücken trägt. Auf die Frage, ob sie denn keine Angst hat, in ein brennendes Gebäude zu laufen, antwortet sie: „Eigensicherung geht immer vor. Aber bei der Menschenrettung wägt man natürlich genau ab, was möglich ist. Und es frustriert manchmal, wenn man bei Bränden lange warten muss, bis man zum Einsatz fahren darf, weil man kein Atemschutzgerät hat.“ Dann erzählt sie, wie sie in den Semesterferien bereits eine Ausbildung abgeschlossen hat. Sie ist Maschinistin, das heißt sie kann Feuerwehrfahrzeuge und deren Wasserpumpen bedienen. Dass man für den Einsatz als Maschinist auch einen Lkw-Führerschein benötigt, stellte für sie kein Problem dar. Denn den besitzt sie schon, seitdem sie 19 ist. „Es ist aufregend, ein 14,5 Tonnen schweres Auto zu fahren. Mit Blaulicht und Martinshorn kann man zwar von der Straßenverkehrsordnung abweichen, aber gleichzeitig hat man eine erhöhte Sorgfaltspflicht und immer Mitschuld, wenn etwas passiert. Deswegen fahre ich beispielsweise bei roten Ampeln besonders vorsichtig.“ Auch auf dem Fahrrad ist ihr Vorsicht wichtig. „Ich bin ein Sicherheitsfreak“, sagt sie grinsend. „Ich setze immer einen Helm auf.“

Bei der Greifswalder Freiwilligen Feuerwehr engagieren sich 69 Mitglieder, davon 15 Frauen und 15 Studenten. Da Berufstätige häufig Schwierigkeiten haben, ihre Arbeit für Einsätze zu unterbrechen,






Caro demonstriert Notfallmaßnahmen im Simulationszentrum.

sind tagsüber hauptsächlich Studenten bei der Freiwilligen Feuerwehr anzutreffen. Sie werden auch als Führungskräfte eingesetzt, oder wie Caro als Maschinistin. Die Feuerwehr-Kleidung, die Caro und die anderen tragen, kostet 1 300 Euro. „Ich bin seit November 2013 bei der Greifswalder Freiwilligen Feuerwehr, also seit über zwei Jahren“, erzählt Caro. „Ich bin einfach vorbeigekommen und zufällig mit jemand anderem das erste Mal hier gewesen. Wir wurden direkt freundlich aufgenommen, hier sind alle sehr aufgeschlossen.“ Zweimal im Monat trifft sich die Freiwillige Feuerwehr, jeden zweiten und vierten Mittwoch im Monat, jeweils um 18 Uhr. „Es werden immer neue Leute gesucht. Mit mehr Mitgliedern könnten wir zwei Züge bilden und es müsste nicht jeder bei jedem Alarm zur Wache kommen.“

### „Umdenken erfordert Mut“

Nebenbei ist Caro außerdem studentische Hilfskraft und Ausbilderin bei Notfalltrainings. „Ich betreue ein Praktikum, das ich dieses Semester selbst machen muss“, erzählt sie mit einem Grinsen im Gesicht. Als sei es ihr Zuhause, bewegt sie sich durch das Simulationszentrum des Klinikums; einen alten umgebauten Operationssaal. Hier liegen zwei verkabelte Puppen, die bei Notfalltrainings von Medizinstudenten und Pflegeschülern „untersucht“ werden. Die Puppen werden von einem Computer gesteuert, ihr Puls kann gemessen und verschiedene Beschwerden simuliert werden. „Wir wollen, dass die Leute die Fehler an den Puppen machen und nicht an den echten Patienten“, erklärt sie. Aber bei diesen Simulationen geht es nicht nur um die praktische Anwendung von Gelerntem, sondern vor allem um das Funktionieren als Team. So erklärt es Caro auch kurze Zeit später in ihrem Vortrag, den sie im Rahmen der Arbeitsgruppe Erste Hilfe und Notfallkunde für Medizinstudierende e.V. hält: „Umdenken erfordert Mut“, meint sie. Und nur, wenn menschliche Faktoren im Arbeitsprozess bewusst gemacht werden, kann Teamkommunikation erfolgreich funktionieren und so dem Patienten am besten geholfen werden.

In Greifswald fühlt Caro sich wohl. „Ich bin kein Großstadtmensch.“ Aber nach dem Studium würde sie gerne wieder zurück ins Rhein-Main-Gebiet, zu Familie und Freunden aus der Heimat. Aber auch zurück zur Feuerwehr und dem Rettungsdienst, durch die sie die Begeisterung für ihr heutiges Engagement gefunden hat. Als sie das Medizinstudium begonnen hat, war sie zunächst nicht sicher, ob sie für dieses genug Zeit haben würde. „Aber schon im ersten Semester habe ich die Krise bekommen, wenn ich am Schreibtisch gelernt und draußen das Martinshorn gehört habe. Ich wollte wieder was Aktives machen, wieder wirklich helfen können. Das finde ich interessanter als Lernen.“ Ein positiver Nebeneffekt ist, dass sie ihr Studium komplett selbst finanzieren kann. Ob das ihren Prüfungsleistungen irgendwie schadet? „Nein. Mir fällt das Lernen leicht und ich komme immer gut mit. Das Physikum habe ich mit einer 2 bestanden. Aber ich gehe

nicht gerne feiern. Die Zeit nutze ich für andere Dinge. Und Bücher lese ich in den Ferien.“ Ein bisschen Zeit für sich selbst braucht sie dann aber doch. „Mein Glaube ist mir ziemlich wichtig“, sagt sie bestimmt. „Deswegen reserviere ich den Sonntag immer für einen Gottesdienst.“ Aber dieser findet nicht, wie man denken könnte, in einer Kirche statt, sondern bei Caro selbst, zu Hause in ihrer Dreier-WG. „Ich bin evangelisch-freikirchlich aufgewachsen, in einer Gemeinde, die keiner großen Konfession angehört. In Greifswald habe ich keine Kirche gefunden, in der ich mich wirklich wohl gefühlt habe. Deswegen mache ich meinen Gottesdienst jetzt selber.“ Jedoch führt sie diesen nicht alleine durch, sondern gemeinsam mit einer guten Freundin. „Wir machen dann zusammen Musik, meine Freundin bringt ihre Gitarre mit. Wir lesen in der Bibel und gucken uns Predigten im Internet an. Manchmal predigt auch eine von uns selbst, wenn es Themen gibt, über die wir gerne reden würden.“ Das machen sie nun seit etwa einem Jahr so. „Wahrscheinlich gehe ich aber irgendwann wieder in eine Gemeinde, weil Teil einer Gemeinschaft zu sein etwas Wichtiges ist.“ Daraus schöpft die engagierte Studentin ihre Kraft, die sie auch braucht, wenn sie wie gewohnt 24 Stunden abrufbereit ist. 



Das Schlauch- und Kabelgewirr einer computergesteuerten Simulationspuppe.

FOTOS: SABRINA STOCK (SIMULATIONSZENTRUM)

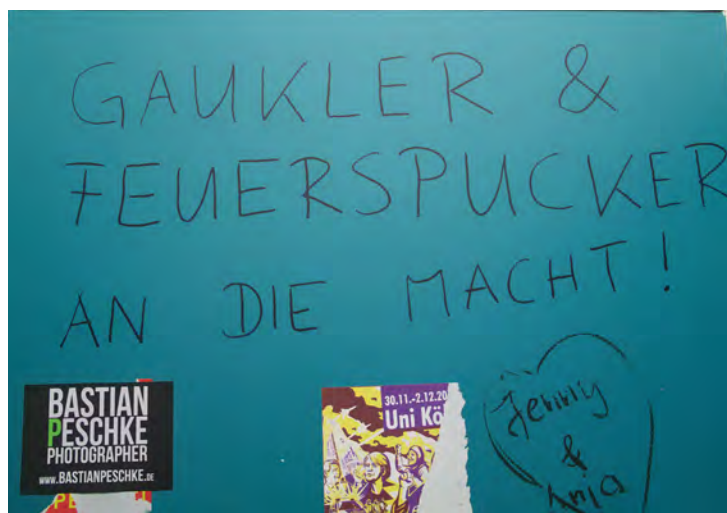


# Toiletten-Lektüre

Beim Gang auf die Mensa-Toilette lässt manch einer seiner Kreativität freien Lauf. Das beweisen humorvoll oder ernst gemeinte Sprüche, die mit Edding an die Innenwände gekritzelt und kommentiert wurden. Kommen wir zum Geschäftlichen.

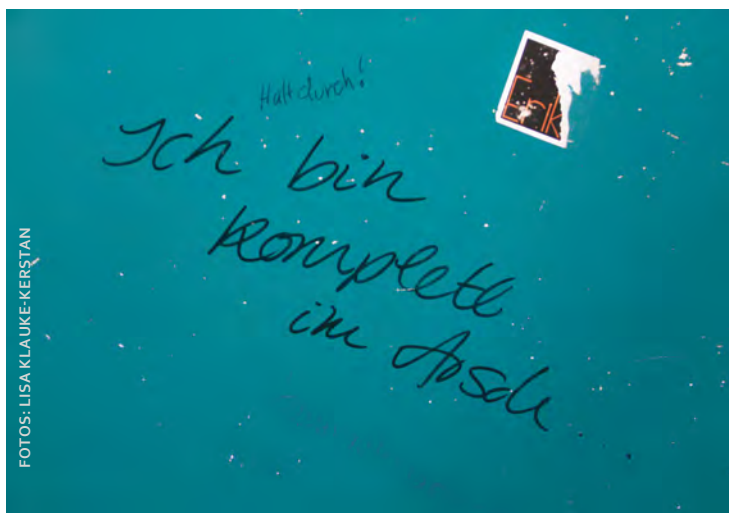
## „GAUKLER & FEUERSPUCKER AN DIE MACHT!“

Das in Großbuchstaben geschriebene Zitat ist mit einem Ausrufezeichen versehen und hat eine appellative Funktion. Der Verfasser fordert die Machtübernahme der Künstler, denn „Gaukler“ und „Feuerspucker“ bezeichnen Unterhaltungskünstler, die heutzutage auf mittelalterlichen Festen, Jahrmärkten oder im Zirkus auftreten. Im Mittelalter jedoch waren Gaukler Personen, die Zauberkunststücke oder Kunststücke sportlicher Art vor Publikum darstellten. Dies geschah meistens im Freien oder an öffentlichen Plätzen. Sie waren auch als „fahrendes Volk“ bekannt, weshalb die Begriffe „Gaukler“ und „Feuerspucker“ symbolisch für Freiheit und Ungebundenheit stehen könnten. Jedoch widerspricht sich der Wunsch nach Freiheit mit der Forderung des Verfassers nach einer Machtherrschaft. Der Widerspruch kann wiederum auch beabsichtigt worden sein. Auffällig ist außerdem der Gebrauch des &-Zeichens, das ein „und“ ersetzen soll, welches üblicherweise bei Eigennamen und Titeln verwendet wird. So ist es nicht auszuschließen, dass es sich womöglich auch um den Namen einer bestimmten Künstlergruppe handeln könnte. Vielleicht ist aber gerade die Frage nach der Identität der „Gaukler“ und „Feuerspucker“ der eigentliche Kern des Spruchs,



der zum Nachdenken anregen soll. Rainer Maria Rilke, Dichter der literarischen Moderne, schrieb 1922 in einer Elegie zu Picassos Gemälde „Die Gaukler“ (Les Saltimbanques): „Wer aber sind sie, sag mir, die Fahrenden, diese ein wenig Flüchtigmern noch als wir selbst“.

► Selin Cavus



## „Ich bin komplett im Arsch“

Es ist die Selbsterkenntnis, die aus dem Autor dieses literarischen Kleinods, wohl angelehnt an den gleichnamigen Song einer gewissen Lokalmusikerguppe, spricht. Drei Zeilen, drei Punkte. Die

symbolträchtige Struktur des Werkes integriert bewusst Pausen in den Lesefluss, um dessen Abschnitte einzeln zu betonen. Die abschließenden Punkte regen zum Nachdenken an und verleihen der Phrase eine melancholische Besonnenheit. „Im Arsch“, das ist quasi die Steigerung von „am Arsch“. Der absolute Nullpunkt ist erreicht. -273,15 °C. „So geht es nicht weiter“ oder „Das war hart“, mag die Einsicht mit einem Hauch von Resignation in dem benommenen Kopfe des Klo-Poeten geklungen haben, kurz bevor sich die Zeilen aus geschwungenen Handbewegungen an die Kabinenwand ergossen. Die Stimmung bewegt sich irgendwo zwischen „Wie bin ich hierhergekommen“, „Das ist nicht mehr feierlich“ und „Irgendwie ist es ja ganz witzig“.

Doch was ist die Botschaft dieser Aussage? Soll sie uns erschüttern? Verwundern? Oder ist es ein stummer Hilfeschrei, der sich von einer anonymen Person an ein teils schwitzendes, teils gähnendes Publikum abseilender Sympathisanten richtet? So wurde es von einem Leidensgenossen aufgefasst: „Halt durch!“, lautet es da. Das geht vorüber. Du schaffst das. Genau das ist womöglich die Reaktion, die sich der Schreiberling erhofft hatte. Denn jeder kennt diese Momente, in denen subjektiv alles vorbei zu sein scheint. Da braucht es jemanden, der einen versteht und klarmacht, dass sich die Erde weiterdreht. Du bist nicht der Erste, dem es so geht. Und ganz sicher auch nicht der Letzte.

► Constantin Klaffus

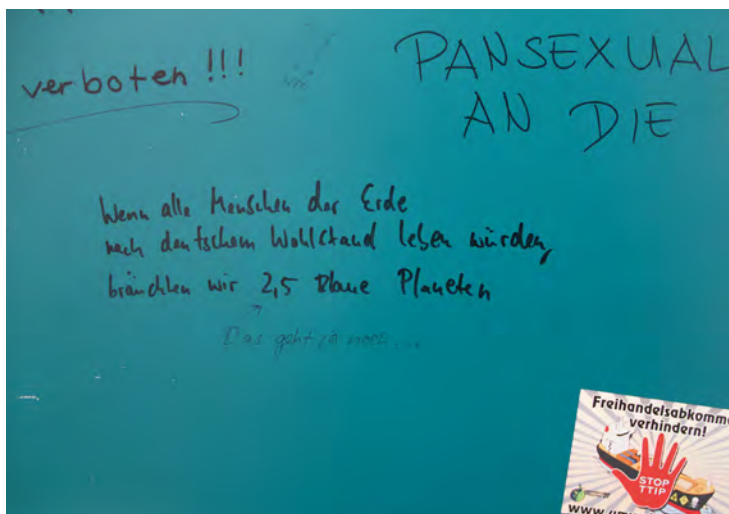


„Wenn alle Menschen der Erde nach deutschem Wohlstand leben würden, bräuchten wir 2,5 Blaue Planeten“  
 „Das geht ja noch...“

Zunächst springt dem Leser in dem vorliegenden Zitat die korrekte Recht-, Groß- und ja, sogar Kleinschreibung ins Auge. Schlicht toll und in Zeiten von verstümmelter Kommunikation über WhatsApp und Facebook durchaus wert, hervorgehoben zu werden. Auf den zweiten Blick macht einen allerdings die Großschreibung des „Blauen Planeten“ stutzig. Ist das wirklich ein Eigenname? Der Duden protestiert jedenfalls vehement, schließlich handelt es sich hier um ein Adjektiv und das wird im Normalfall kleingeschrieben. Abgesehen von der falschen Rechtschreibung, will uns der Autor offensichtlich gerade hier im Sinne eines Stilmittels etwas sagen. So kann man durchaus darauf schließen, dass die falsche Verwendung hier ganz bewusst geschehen ist. Der Autor erwartet, dass der Leser in Verbindung mit dem Hinweis auf den Bedarf nach „2,5“ eben jener Planeten Bestürzung empfindet und zum Nachdenken oder gar Handeln angeregt wird.

Bei einem Kommentator wurde diese Wirkung offensichtlich nicht erzielt, bringt er doch sein leichtes Amüsement durch den ironischen Ausruf „Das geht ja noch...“ zum Ausdruck. Vielleicht hätte der Autor des ursprünglichen Zitats also lieber mit einer deutlich größeren Zahl arbeiten sollen. Dabei besteht natürlich die Gefahr, die Wahrheit ein wenig zurechtzurücken. Einen echten PR-Profi hätte das allerdings nicht abgehalten – immerhin geht es hier um die Rettung unseres „Blauen Planeten“.

► Sebastian Bechstedt

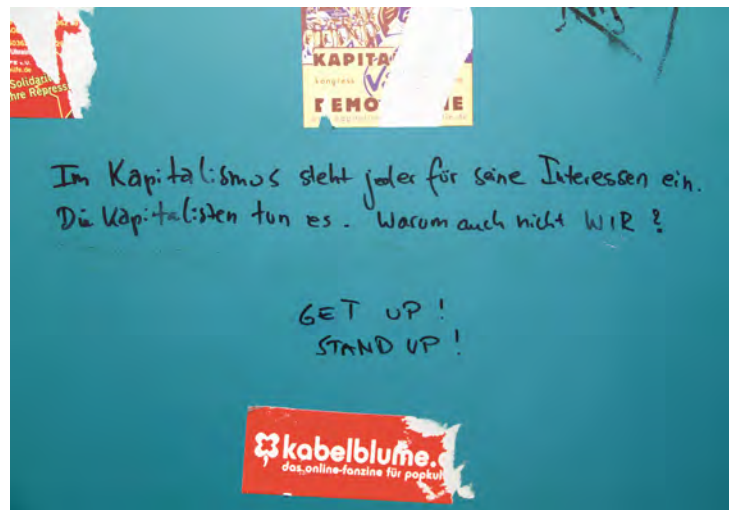


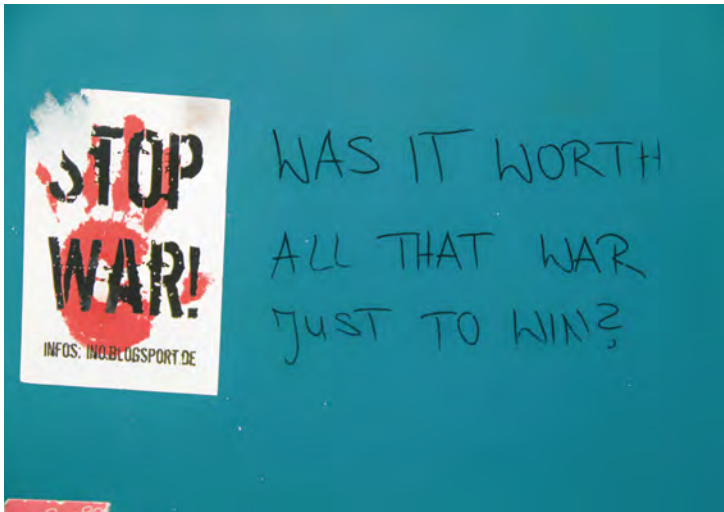
„Im Kapitalismus steht jeder für seine Interessen ein. Die Kapitalisten tun es. Warum auch nicht WIR?“  
 „Get up! Stand up!“

Im März 2015 veröffentlichte ein unbekannter Autor ein Statement zur Bedeutung des Egoismus im Kapitalismus. In dem Zitat grenzt er sich selber als Teil einer Gruppe von Menschen („WIR“) von den Kapitalisten ab, die seiner Meinung nach alle egoistisch handeln. Eine genaue Trennung, wen er als Kapitalist bezeichnet und wen nicht, kann er allerdings nicht schlüssig darstellen. Der Autor nimmt weiterhin an, dass die Nicht-Kapitalisten ihre Interessen gegenüber den Kapitalisten nicht genügend vertreten. Er fordert dazu auf, dies zu ändern und empfiehlt allen Kapitalismus-Gegnern eine gute Prise Egoismus. Vermutlich will er auf diese Art Kritik am System Kapitalismus äußern und zum Konsum-Boycott aufrufen.

Zu dem Statement wurde ein Kommentar beigefügt. Es erinnert an den gleichnamigen Song von Bob Marley, in dem der Sänger fordert: „Get up, stand up, stand up for your right.“ Von welchem Recht hier an der Klotür die Rede ist, lässt sich nicht mit letzter Sicherheit sagen. Vielleicht ist eine Anspielung auf das Werk „Das Recht auf Faulheit“ von Paul Lafargue aus dem Jahre 1880 zu errahnen, welches zur damaligen Zeit eine scharfe Kritik an der vorherrschenden kapitalismusfreundlichen Arbeitshaltung propagierte. Der Kommentar ermutigt also, sich dem herrschenden System des Kapitalismus entgegenzustellen und sich das Recht auf die Durchsetzung eigener Interessen zu nehmen.

► Jonas Greiten





## „WAS IT WORTH ALL THAT WAR JUST TO WIN?“

Der von einem unbekanntem Autor vermutlich im 21. Jahrhundert verfasste Aphorismus stellt die Frage nach der Sinnhaftigkeit des Krieges. Dabei ordnet er seine Frage in einen bereits kriegskritischen Kontext ein, indem er sie neben einem Antikriegs-Sticker platziert.

Dieser Kontext, wie auch die typografische Gestaltung, dass alle Worte in Großbuchstaben geschrieben wurden, lassen darauf schließen, wie essentiell die Frage für den Autor ist. Durch den Gebrauch des Wortes „JUST“ in der letzten Zeile, bleibt dieses besonders im Gedächtnis des Lesers und unterstreicht damit die offenbar pazifistische Haltung des Autors. „JUST“ im Sinne von „lediglich“ funktioniert hier abwertend und zieht damit jeden Grund für Krieg ins Lächerliche.

Auffällig ist überdies die Anordnung von drei Zeilen mit je drei einsilbigen Wörtern. So entsteht ein rhythmischer Klang, der sich mit sturer Regelmäßigkeit durch den gesamten Aphorismus zieht, und so jede Zeile umso eindringlicher erscheinen lässt. Auch erinnert die Anordnung von dreimal drei Worten an die keltische Mythologie, in der die Zahl neun für das ganze Universum steht. Dies deutet darauf hin, dass der Verfasser nicht nur einzelne Individuen mit seinem Appell ansprechen möchte, sondern die ganze Welt für den Pazifismus begeistern will.

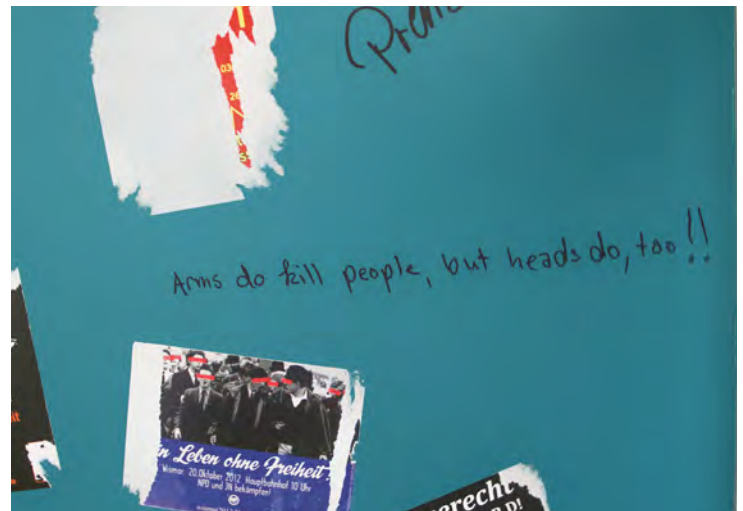
► Constanze Budde

## „Arms do kill people, but heads do, too.“

Das Zitat besteht aus acht Worten, weshalb es wegen seiner kurzen, prägnanten Nachricht auch als Lebensweisheit betrachtet werden kann. „Arms“ bezeichnet eine Synekdoche „pars pro toto“, was bedeutet, dass dieses Wort nicht nur für Waffen, sondern im weiteren Sinne auch für Menschen steht. Denn es braucht Menschen, um Waffen zu bedienen. Aus dem ersten Teil des Satzes ergibt sich dann: „Menschen töten Menschen“, welches selbst wiederum ein Paradoxon impliziert. Der Ausdruck klingt völlig gegensätzlich, wie können Menschen Menschen töten? Theoretisch erscheint es abwegig, wohingegen es in der Realität eine nackte Tatsache ist. „Heads“ sind folglich die Köpfe der Menschen: Die Intelligenz, Taktiken und Atombomben zu entwickeln. Doch worin besteht der Sinn, seinesgleichen auslöschen zu wollen? Und was soll intelligent daran sein?

Das Komma in der Mitte des Satzes macht uns begreiflich, dass es nicht Waffen oder Menschen sind, die töten, sondern dass das eigentliche Problem in der menschlichen Intelligenz liegt. Vielleicht ist es die Intelligenz und der Gruppenzwang des einen oder die gnadenlose Dummheit der anderen, die einfach die Befehle des Einzelnen befolgen, ohne ihren Kopf zu benutzen. Das Zitat zeigt die Absurdität der Gesellschaft auf und will uns die Augen öffnen, damit wir uns nicht zu einem Instrument machen lassen. Und uns den Leitspruch der Aufklärung näherbringen, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen.

► Cerrin Kresse





# So sehen Studenten das

Was bedeutet Glück und wie gelangt man zu einem glücklichen Leben? Ist Glück physisch fassbar? Bereits seit Jahrhunderten beschäftigt sich die Philosophie mit diesen Fragen. Greifswalder Studenten zeigen, was Glück für sie bedeutet.

Von: Yang-Leng Liu

moritz. hat gefragt:

Elisabeth Wrage, 23 Jahre, Kultur-Interkulturalität-Literatur



Glück ist für mich eine Sache von sehr flüchtigem Charakter – und Pudding quasi seine Verkörperung. Wenn ich von der Uni nach Hause komme und mir einen gönnen möchte, dann kann ich nur von Glück reden, falls sich noch ein letzter finden lässt.



Julia Beckert, 28 Jahre, Lehramt Gymnasium Deutsch/Englisch

Generation Wanderlust: Freiheit. Abenteuer. Leben. „The world is my playground“ und der Weg ist das Ziel. Für mich bedeutet Reisen Glück, denn Reisen ist Freiheit. Jedes Jahr wird der Rucksack gepackt und die Welt entdeckt, so wie hier in Norwegen.

Tim Lillies, 26 Jahre, Jura (Staatsanwalter)



In der Weihnachtszeit fiel ein Haufen stressiger Arbeit an. Als ich dann zu meinen Eltern nach Hause fuhr und für die ganze Familie „bescheuert-schöne“ Geschenke dabei hatte, habe ich das als großes Glück empfunden!

Was ist für Dich Glück?

# „Ihr braucht Wissen!“

Michael Succow, promovierter und inzwischen emeritierter Ökologe, wurde für sein Engagement mit dem Ehrenpreis der Deutschen Bundesstiftung Umwelt (DBU) ausgezeichnet. Im Gespräch über den Wert von Hoffnung und ökologischem Verständnis.

Von: Rachel Calé & Klara Köhler

## **Mit dem Erhalt des Ehrenpreises reihen Sie sich hinter internationale Persönlichkeiten wie Loki Schmidt und Michail Gorbatschow. Wie fühlt sich das an?**

Es ist sicher eine große Ehrung und Ehrung bringt zum einen viel Verpflichtung. Man wird noch mehr gefragt, ist schnell ausgebucht und die Zeit wird knapper. Zum anderen öffnen sich damit Türen und man kann sich mit Anliegen an die Öffentlichkeit wenden, die dann auch ernster genommen werden. Ich habe in meinem Leben viele Ehrungen erhalten und denke, dass es wichtig ist, Menschen zu ehren. In unserer Medienwelt wird zu viel niedergedrückt, oft dominieren negative Ereignisse. Da ist es auch mal gut, dass über Medien Hoffnung gegeben wird. Gerade junge Leute, die positiv ins Leben gehen, brauchen Zuspruch und die Gewissheit, dass sich Engagement trotz allem lohnt. Und das nicht nur im Privaten, sondern vor allem in der Gemeinschaft.

## **Haben Sie grundsätzlich eher positive oder negative Erfahrungen mit Medien gemacht?**

Glücklicherweise kann ich sagen, dass ich generell positive Erfahrungen mit Presse, Funk und Fernsehen habe. Ich treffe nur selten auf Medien, die meine Sichtweisen, gesteuert durch bestimmte Lobbygruppen aus der Agrar- und fossilen Energiebranche, infrage stellen. Sowohl seinerzeit in der DDR als auch im wiedervereinten Deutschland traf ich immer wieder auf Journalisten, die mein Wirken begriffen und entsprechend dargestellt haben. Viele Menschen sind dankbar, dass sich jemand ernsthaft mit Zukunftsfragen und auch mit Alternativen beschäftigt. So empfangen Sie viel positive Rückkopplung und fühle mich in meiner selbstgewählten Aufgabe bestätigt.

## **„Eine Welt voller Wunden.“**

## **Welche Bedeutung haben Stiftungen in unserer heutigen Gesellschaft?**

Sie sind heute wichtiger denn je, denn wir leben in einer Welt voller Wunden. Das gilt nicht nur für die Umwelt, sondern auch für den Erhalt von Kulturen, Ethnien und Traditionen. In solch einer Welt Hoffnung zu geben, sich zu vernetzen und Alternativen aufzuzeigen ergibt nur Sinn. Genau dort bin ich für den Schutz der Natur mit meiner Stiftung national sowie international tätig. Unser Motto lautet: Erhalten und haushalten. Wir fühlen uns dem Gemeinwohl verpflichtet und nicht der Gier-Befriedigung von privatem Interesse. Stiftungsgedanken gab es schon sehr früh in vielen Zivilisationen, insbesondere darin, etwas für benachteiligte, sozial ausgegrenzte Gruppen zu tun. Die aktuelle Zuspitzung der ökologischen Probleme, die unsere Lebensgrundlage infrage stellen, gibt Umweltstiftungen eine besonders große Bedeutung.

## **Gibt es in dieser Hinsicht Unterschiede zwischen den alten und neuen Bundesländern?**

In der DDR gab es praktisch keine Stiftungen. Das war im „real existierenden Sozialismus“ offenbar nicht als notwendig angesehen wor-

den. Als ich mit der Wende in das vereinte Deutschland kam, erlebte ich eine vielfältige Stiftungskultur – ein Aufleben dieses so wunderbaren, immer wichtiger werdenden Instruments. Ich habe durch sie sehr viel Gutes in meinem Leben erfahren. So war es mir beispielsweise Mitte der 1990er Jahre möglich, vier Stiftungsprofessuren an das Botanische Institut anzuwerben, die für den Aufbau des interdisziplinären Studiengangs Landschaftsökologie und Naturschutz sehr bestimmend waren. Dieses Erleben, durch Stiftungen Gutes zu erfahren, war für mich der entscheidende Anreiz, das Preisgeld des Right Livelihood Award 1997 in Abstimmung mit meiner Familie und meinen engsten Freunden in eine Stiftung, die Michael Succow Stiftung zum Schutz der Natur, zu investieren. Unsere Stiftung ist nun schon 16 Jahre alt und inzwischen auch weltweit sehr erfolgreich. Dass ich kürzlich den Ehrenpreis der DBU erhalten habe, ist auch eine Anerkennung für mein Stiftungswerk.

## **Woher kommen die Menschen, die für Ihre Stiftung arbeiten?**

Wir sind ein Team aus etwa 25 Mitarbeitern, darunter auch einige junge Leute, die hier ein Freiwilliges Ökologisches Jahr oder einen Bundesfreiwilligendienst absolvieren. Zudem haben Studenten aus Deutschland und dem Ausland in der Stiftung die Möglichkeit, sich weiter zu qualifizieren. Es ist mir sehr wichtig, gerade internationale Nachwuchskräfte in die Umweltschutzarbeit miteinzubeziehen, denn häufig kommen sie aus den Ländern, in denen es viele Probleme gibt und den Menschen die Hoffnung geraubt wird. Zurzeit sind zum Beispiel drei Iranerinnen bei uns eingebunden. Sie kommen aus einem Land, welches sich allmählich öffnet und ein hohes Potential an klugen, motivierten Menschen hat. Eine Mitarbeiterin hat ein Stipendium erhalten und studiert an der Universität Landschaftsökologie, eine andere hat ein Promotionsstipendium.

## **„Ich führe ein voll ausgelastetes Leben.“**

## **Sie wirken durch Ihr kontinuierliches Engagement unermüdlich. Wie empfinden Sie diesen Lebensstil?**

Es ist ein begnadetes Leben. Ich erlebe so manche Hochschullehrer, die pensioniert weiter brav ins Institut gehen, wo sie aber oft gar nicht mehr gewollt werden – oder sie bleiben zuhause und hinterfragen von dort aus die Welt. Ich führe ein voll ausgelastetes Leben, eigentlich ein noch intensiveres als früher. Ich bin in allen Teilen der Welt unterwegs, reise zum Beispiel morgen für zwei Wochen nach Äthiopien, halte viele Vorträge und Vorlesungen, bin gefragt in der Politikberatung und betreue die Arbeit mit jungen Menschen.

## **Gibt es ein Land, in dem Sie am liebsten tätig wären?**

Gleich nach der Wende, als ich noch nicht an der Universität tätig war, sondern dem Aufbau einer Landesanstalt für Großschutzgebiete in Brandenburg vorstand, nutzte ich alle freie Zeit, um in Georgien mit Geldern des World Wide Fund For Nature (WWF) Internatio-





Michael Succow während eines Projekts in Äthiopien.

nal ein Nationalparkprogramm voranzutreiben. Irgendwann kannte ich das Land ziemlich gut. Georgien war innerhalb der Sowjetunion eines der Länder mit relativ großen Freiheiten und hervorragenden Wissenschaftlern. Es wurde für mich eines der beliebtesten Länder mit einem guten Netzwerk an Kontakten. Am Land selbst haben mich die unterschiedlichen Gesichter der Natur fasziniert: hier das Hochgebirge, dort wiederum Steppen, Moore oder subtropische Niederungen. Inzwischen war ich vermutlich insgesamt mehr als 15 Mal dort, oft gemeinsam mit meiner Frau auf Reisen oder auch mit Exkursionsgruppen.

**„Die Sonne wird nie eine Rechnung stellen.“**

#### **Wie stehen Sie dem Thema alternativer Energiequellen gegenüber?**

Es ist überaus wichtig, nicht von fossilen Brennstoffen wie dem Erdöl abhängig zu werden. Damit zahlen wir viel Geld an Staaten, die soziale, ökonomische und auch ökologische Probleme nur noch weiter anheizen. Auch deshalb ist der Übergang zur Nutzung alternativer Energien so wichtig. Die Sonne, die der Erde unentwegt Energie liefert, wird uns nie eine Rechnung stellen. Daneben gibt es ja noch alternative Energien aus Windkraft und Erdwärme. Wir verbrauchen heute in einem Jahr so viele fossile Energieressourcen, wie in ein bis zwei Millionen Jahren entstanden sind. Der daraus resultierende Klimawandel behindert unsere Zukunftsfähigkeit, es muss also jetzt etwas geschehen. Mein Wirken dient dem Ziel, unsere so wunderbare Biosphäre, die durch die Evolution – oder, wenn man möchte, durch Gott – geschaffen wurde, zu erhalten und das in einem Zusammen-

leben mit uns Menschen. Das Miteinander ist hierbei entscheidend. Unsere Zivilisation: Wird sie nur eine Episode sein, ein interglazialer Irrtum? Wann werden wir endlich vernünftig und begreifen uns als Teil dieses so wunderbar ökologisch gebauten Hauses Erde? Im Augenblick zerstören wir unsere Umwelt und damit unsere Lebensgrundlage wie Ungeheuer.


#### **Welche Rolle spielt die Politik im Umweltschutz? Hat Deutschland mit seiner Regierung eine Chance auf nachhaltige Entwicklungen?**

Die gesamte Entwicklungszusammenarbeit muss verändert werden. Umwelt und Entwicklung sind nicht mehr zu trennen. Dass jetzt Jochen Flasbarth, der ehemalige Präsident des Naturschutzbundes Deutschland (NABU), als Staatssekretär im Bundesumweltministerium mitwirkt, ist ein Meilenstein im Politikgeschäft. Überall in der Welt spüre ich viel Sympathie und Anerkennung für uns. Gegenwärtig ist in Deutschland viel möglich, wir haben persönliche Freiheiten, eine Demokratie sowie starke Umwelt- und Sozialbewegungen. Ich bewundere unsere Kanzlerin Frau Merkel. In einer bislang von Männern dominierten Politikwelt hat sie so viele soziale, menschliche und auch ökologische Belange eingebracht, das ist schon erstaunlich. Wir alle sollten ihr dankbar sein.

#### **Welchen Rat würden Sie Studierenden auf ihren Berufs- und Lebensweg mitgeben?**

Eines ist vor allem wichtig: Ihr braucht Wissen! Und zwar ökologisches, weil die Erde nun mal als Ökosystem funktioniert. Jeder sollte wissen, wie dieses aufgebaut ist und was wir ihm zumuten können. Das zweite ist soziale Kompetenz. Wenn man heute erfolgreich sein will, muss man in der Lage sein, im Team arbeiten zu können und nicht als Einzelkämpfer. Besonders bei Aufenthalten im Ausland sind Einfühlungsvermögen und die Fähigkeiten, zuhören und lernen zu können, wichtig, um so andere Völker besser zu verstehen. Abgesehen von diesen Kompetenzen braucht man immer die Einbindung in eine Gemeinschaft, in der man aufgefangen wird und in die man immer wieder zurückgehen kann. Um unter den schwierigen Bedingungen unserer Zeit nicht zu verzweifeln, müssen Menschen in der Gemeinschaft Kraft schöpfen können.

#### **Zuletzt eine persönliche Frage: Welches ist Ihr Lieblingsplatz in Greifswald?**

Eigentlich mein ökologischer Garten in Wackerow, wo ich eine Streuobstwiese und einen Gemüsegarten mein Eigen nennen darf. Dort zieht es mich immer wieder hin, wenn ich ein bisschen Zeit habe. Hier wird kein „Krieg“ gegen die Natur geführt. Aber eigentlich habe ich viele Lieblingsplätze – auf der ganzen Erde. Hier möchte ich zum Abschluss Hermann Hesse zitieren, denn er spricht mir aus dem Herzen: „Im Übrigen bin ich nicht ungern der Sklave meines Gartens, wo ich ... fast jede freie Minute arbeite. Es macht mich sehr müd' und ist etwas zu viel, aber mitten in alldem, was die Menschen heute tun, fühlen, denken und schwatzen, ist es das Klügste und Wohltuendste, was man tun kann.“ 



FOTOS: MICHAEL-SUCCOW-STIFTUNG



# Greifswelt







## Meine Greifswelt

Die Menschen leben so vor sich hin und an der Europakreuzung werden sich immer Hansering, Wolgaster Straße, Anklamer Straße und Lange Reihe treffen. Feste Strukturen und wenig Aussicht auf Veränderung, oder? Die Demonstrationen werden andauern, die Baustellen werden nie verschwinden und alle sind gefangen im ewig gleichen Strudel von Nicht-Veränderung. Nichts zu machen. Vor allem nicht im trostlosen Winter, Hell ist es gerade einmal von 8 Uhr morgens bis 16 Uhr am Nachmittag. Wer wird da nicht lethargisch und kuschelt sich in warme Decken, greift allenfalls noch eine Kleinigkeit am Weihnachtsmarkt ab?

2015 feierte ein Mädchen seinen 70. Geburtstag. „Ich mach mir die Welt, widdewidde wie sie mir gefällt“, hat sie gesagt. An ihr können wir uns festhalten und orientieren und unser Greifswald, unsere Greifswelt, so machen, wie sie uns gefällt. Gerade in einer so kleinen Stadt sind unsere Gestaltungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten unbegrenzt. Der jetzige Oberbürgermeister hat seinen Konkurrenten mit 15 Stimmen Vorsprung geschlagen. 15 Menschen, die sich ihre eigene Welt geschaffen haben. Platz für Veränderung und Mitgestaltung ist in universitären Arbeitsgruppen und kreisweiten Initiativen überall. Eine Besetzung der freien Plätze ist wichtig für die kulturelle Vielfalt und das Miteinander. Und wir bekommen für unseren Einsatz etwas zurück: Wir können uns einen Teil der Welt so machen, widdewidde wie sie uns gefällt. Unsere Greifswelt – irgendwo in Mecklenburg-Vorpommern.

► Jonas Greiten

# Im Rausch des Plasmas

Am 10. Dezember 2015 wurde unter dem Projektnamen Wendelstein 7-X am Max-Planck-Institut für Plasmaphysik in Greifswald zum ersten Mal Plasma hergestellt. Vielleicht die Grundlage für saubere Energie der Zukunft?

Von: Jonas Greiten

Wir zählen bitte alle mit – four, three, two, one, zero.“ Atemloses Schweigen, dann ein kurzer Lichtblitz auf der linken Seite der Monitorwand – vor Greifswalds Toren wurde soeben zum ersten Mal der Aggregatzustand Plasma mit dem Gas Helium erzeugt. Die Menschen im Kontrollraum des Max-Planck-Instituts für Plasmaphysik (IPP) jubeln und klatschen. Unter dem Projektnamen Wendelstein 7-X wurde in Greifswald die weltweit modernste Anlage zur Herstellung von Plasma ihrer Bauart errichtet. Hier soll der Aggregatzustand Plasma genauer erforscht werden, um eine Grundlage für energispendende Kernfusionen zu schaffen.

## Ein kleines Opportunitätsfenster

Die Ideen für die Forschungseinrichtung lagen schon lange beim Max-Planck-Institut für Plasmaphysik in einer Schublade. Aber erst die Wende hat es möglich gemacht, diese auch wahr werden zu lassen. „Durch die Wende war die Politik entschlossfreudiger“, erläutert Professor Thomas Klinger, Direktor des Projektes. „Hierdurch ergab sich ein kurzes Fenster, in dem die Zustimmung zu Wendelstein 7-X möglich war.“ Der Beschluss für die Umsetzung der Idee wurde 1993 gefasst und der Bau 1996 nach Zusage von Unterstützungsgeldern der Europäischen Union (EU) begonnen.

Doch warum wurde Wendelstein 7-X ausgerechnet in Greifswald stationiert? Warum nicht in Berlin, Leipzig oder Dresden? Nach dem Mauerfall verpflichtete sich das Max-Planck-Institut, neue Standorte zunächst einmal in den neuen Bundesländern zu errichten – 14 Stück wurden es insgesamt. Doch gerade Greifswald bot eine Universität mit einer hundertjährigen Historie in der Plasmaforschung und durch die Nachbarschaft zum Leibniz-Institut für Plasmaforschung und Technologie e.V. den Kontakt zu anderen Forschern. „Für den Standort Greifswald sprachen viele Gründe. Und ob Greifswald nun dezentral und ungünstig liegt, ist eine Frage der Perspektive. Unser Theoriedirektor kommt aus Schweden, für den ist Greifswald ziemlich mittig gelegen, wenn er nach Deutschland blickt“, lacht Klinger. Mit dem alten Atomkraftwerk-Standort in Lubmin existierte zudem bereits die Infrastruktur für den Bau von Rohren, Behältern und anderen Teilen.

Kleines Greifswald ganz groß, irgendwo im Nordosten von Mecklenburg-Vorpommern, Deutschland.

## Saubere Energie durch Kernfusion

Aber zurück zum Plasma. Die Sonne leuchtet, weil auf und in ihr dauerhaft eine Kernfusion abläuft. Dabei verschmelzen Wasserstoffatomkerne zu Helium und Energie wird frei. Dieses Prinzip will man sich in der Forschung rund um die Fusionsenergie zunutze machen. Kernfusion läuft auf der Erde nicht ab und kann nur künstlich erzwungen werden, wenn sich ein Stoff im Aggregatzustand Plasma befindet. Führt man einem Gas genug Energie zu – zum Beispiel

durch Erwärmung – kann man Plasma erzeugen. Die Atome des Gases nehmen beim Übergang zum Plasma Elektronen auf oder geben diese ab und werden so ionisiert, also geladen. Diese Ladung des Plasmas wird genutzt, um das hundert Millionen Grad heiße Plasma in einem Magnetfeld im Vakuum in der Schwebe zu halten. Kein irdischer Stoff würde die Berührung mit derartigen Temperaturen überstehen. Die Herstellung und Installation der kompliziert geformten Magnete war der anspruchsvollste und teuerste Teil der weltweit modernsten Anlage zur Plasmaherstellung vom Stellarator-Typ: Wendelstein 7-X.

Führt man den Stoffen, die sich im Plasmazustand befinden, immer weiter Energie zu, kann man theoretisch eine Kernfusion erzwingen, die dann selbst Energie freisetzt. Diese Energie wird hauptsächlich in Form von Wärme abgegeben. Wasser wird erhitzt und Dampf entsteht. Dadurch wird eine Turbine angetrieben und letztlich Strom erzeugt. So soll in ferner Zukunft eine Möglichkeit der Energiegewinnung aussehen. Soweit ist die Forschung aber noch nicht.

Zuerst einmal soll der schwierige Aggregatzustand Plasma untersucht werden. Klinger erklärt: „Die Eigenschaften des Plasmas hängen von vielen Parametern ab. Nur in einer bestimmten Parameterkonstellation wird ein Zustandsbereich des Plasmas erreicht, bei dem in Zukunft tatsächlich eine Kernfusion möglich sein kann. Und dieser Bereich muss genau abgesteckt und erforscht werden.“

## Energeregion Vorpommern

Bisher wurde Plasma aus Helium erzeugt, Ende Januar 2016 soll das erste Wasserstoff-Plasma entstehen. Dieser Prozess ist technisch anspruchsvoller, liegt aber der Kernfusion physikalisch näher. Zu diesem Termin wird es dann eine große Veranstaltung im Max-Planck-Institut geben, auch namhafte Politiker werden anwesend sein. So auch Doktor Stefan Fassbinder, amtierender Oberbürgermeister von Greifswald: „Es ist ein großer Erfolg, dass das Projekt so fortgeschritten ist. Nach langen Wartezeiten und wichtigen Sicherheitsüberprüfungen ist es jetzt soweit. Der große Augenblick für die Forschung ist gekommen.“ Fassbinder sieht das Max-Planck-Institut als Bereicherung für die Region, gerade durch die vielen internationalen Familien, die sich in Greifswald dadurch niedergelassen haben. Der Oberbürgermeister erkennt in den zehn Jahren Bauzeit Gewinne für Zulieferer und erhofft sich für die Zukunft wirtschaftliche Ausgründungen aus dem Institut, wie es derzeit schon beim Leibniz-Institut geschieht. „Vielleicht gibt es auf lange Sicht sogar kleine anwendungsorientierte Erfolge, die wir als Energieregion Vorpommern nutzen können.“

Klinger ist da mit ihm einer Meinung: „Meine Kollegen treffe ich regelmäßig im Theater und in Greifswalds Kneipen. Ich bin mir sicher, dass wir frischen Wind mit nach Greifswald gebracht haben.“ Auch mitgebracht hat das Max-Planck-Institut nach Zusammen-



stellung des Teams Ende des 20. Jahrhunderts ungefähr 40 bis 50 Mitarbeiter. Die Umstellung für sie war groß, kurz nach der Wende vom ehemaligen Westdeutschland in den Osten, von der Großstadt zur mittelstädtischen Umgebung, von katholisch zu protestantisch. Aber die Menschen haben sich gut eingelebt und fühlen sich wohl. Danach wurden neue Ingenieure, Kantinenmitarbeiter, Techniker und Angestellte der betrieblichen Infrastruktur gesucht und gefunden. Das Max-Planck-Institut ist ein namhafter Arbeitgeber und brachte viele Intellektuelle und interessante Köpfe nach Greifswald. Thomas Klinger schätzt: „Wir sind ein attraktiver Arbeitgeber, und das liegt nicht nur am Gehalt. Wir haben über 80 Mitarbeiter aus aller Welt, unter anderem aus Russland, China, den Niederlanden, aus Frankreich und Ungarn. Die Ausstrahlung des Instituts ist spürbar und das nicht nur als Brötchengeber.“

### Ohne rosa Brille

Die internationalen Stimmen der großen Medien sind durchweg begeistert von der Erzeugung des Plasmas. Die Partei Bündnis 90/Die Grünen, der auch Stefan Fassbinder angehört, äußerte allerdings während der gesamten Bauphase des Max-Planck-Instituts auf Landesebene massive Bedenken. Vor allem zwei Kritikpunkte standen im Vordergrund: Die Kosten und die Sicherheit. Die Kosten des Projekts Wendelstein 7-X, die durch das Land, den Bund und die EU getragen werden, haben sich mittlerweile von den geschätzten 500 Millionen Euro auf knapp über eine Milliarde Euro verdoppelt. Nach einem neuen Basisplan und einem Ministerentscheid im Jahre 2007 wurde der neue Kostenrahmen unter der Bedingung, dass bis zum Ende der Projektrealisierung keine erneute Kostensteigerung und Zeitverzögerung auftreten, genehmigt. Diese Vorgaben wurden eingehalten.

Dennoch wird die Technologie erst sehr langfristig einsetzbar sein und es ist immer noch nicht absehbar, ob überhaupt jemals die Energiegewinnung durch Fusionskraftwerke möglich sein wird. Ein Statement von Jürgen Suhr, Fraktionsvorsitzender von Bündnis 90/Die Grünen im Landtag Mecklenburg-Vorpommern, im November 2015 zur bevorstehenden ersten Plasmaerzeugung: „Das Projekt in Greifswald kostet etwa eine Milliarde Euro. Geld, das uns bei der Forschung im Bereich der regenerativen Energien und der Energiespeicherung fehlt.“ Nichtsdestotrotz erkennt er die Arbeit der Forscher an und hat die Hoffnung, dieses wissenschaftliche Know-how für die Energiewende nutzen zu können. Die Grünen raten an, das Geld der Plasmaforschung lieber in andere, schneller verfügbare Energieprojekte zu investieren. Dazu zählen zum Beispiel Energiespeicheranlagen, Sonnen- und Windkraft.

Dazu Fassbinder: „Die Grünen in Greifswald standen und stehen hinter dem Projekt Wendelstein 7-X. Parteien sind natürlich inhomogen und sich auf Regional- und Landesebene nicht immer einig. Ich sehe keinen Widerspruch in meiner Tätigkeit als Oberbürgermeister in repräsentativer Funktion und meiner Zugehörigkeit beim Bündnis 90/Die Grünen.“

Für Thomas Klinger vom IPP gehört auch die Plasmaforschung zum Feld der erneuerbaren Energien. Er erläutert: „Die erneuerbaren Energien sind ein großes Themengebiet und es wäre sträflich, nur auf ein Pferd zu setzen. Auch die Hoffnung auf funktionierende Kernfusion hat wie die anderen Ansätze eine Berechtigung.“

### Die Sache mit der Sicherheit

Nun zum zweiten Bedenken. Im Jahre 2012 fand eine ausführliche Prüfung der Sicherheit der entstehenden Anlage statt. Angestoßen wurde sie nach Recherchen des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND). Im Einzelnen wurden die Betonqualität, die Tore der sogenannten Torushalle, in der die Anlage steht, und die Abluftanlage für nicht strahlensicher befunden.

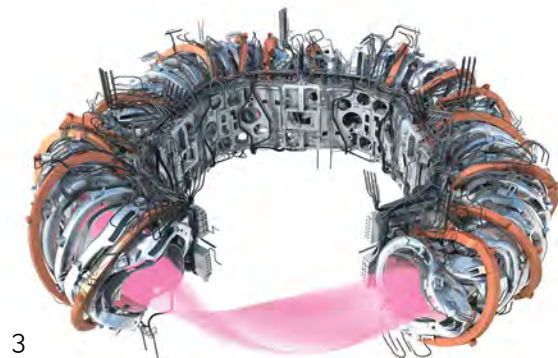
Aus einem Beitrag von Arndt Müller, BUND Mecklenburg-Vorpommern: „Dabei stellte der mit dieser Qualitätskontrolle beauftragte Gutachter, Professor Bernd Hillemeier von der Technischen



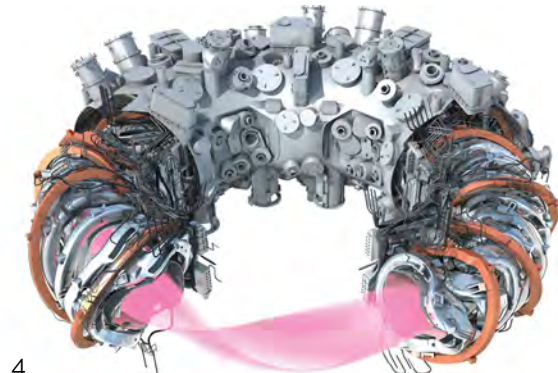
1



2

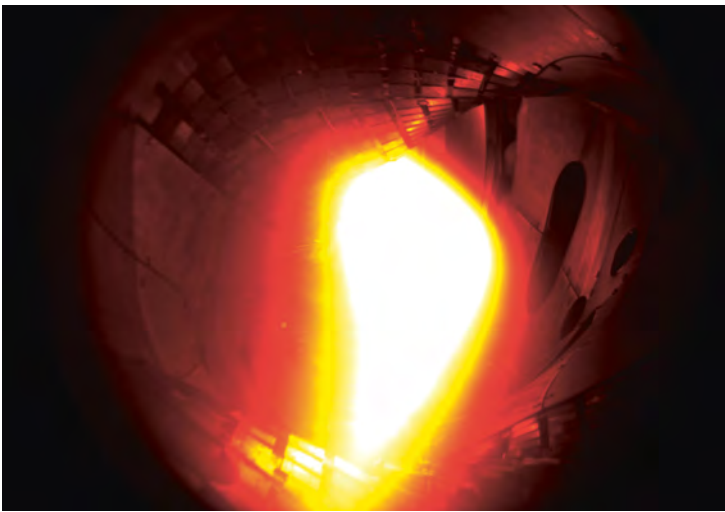


3



4

Aufbau Wendelstein 7-X: Bild 1 zeigt in rosa die errechnete Form des Plasmaflusses, das von einem Magnetfeld (Magnetspulen in Bild 2) in Form gehalten wird. Diese Spulen werden von einem Stützgerüst (Bild 3) getragen und von einer Hülle (Bild 4) eingeschlossen.



Eingefärbtes Bild vom ersten Helium im Aggregatzustand Plasma. Auch Nordlichter befinden sich in eben diesem Zustand.

Universität Berlin, fest, dass sowohl der Wassergehalt des Betons, als auch der Gehalt an Colemanit – eines borhaltigen Minerals – in den Kontrollproben nicht den Vorgaben entsprach.“

Die Genehmigungsverfahren unterliegen dem Landesamt für Gesundheit und Soziales (LAGuS). Schlussendlich wurde der TÜV Süd mit einem Gutachten beauftragt. Dieses empfiehlt, den abgesperrten Bereich während des Betriebs mit schwerem Wasserstoff temporär auf zwei außerhalb der eigentlichen Experimentierhalle liegende Teile des Gebäudes auszuweiten. Auch der TÜV hat also Probleme erkannt. Trotzdem lautet der Schlusssatz des Gutachtens: „Mit den vorgelegten Unterlagen und den erweiterten Untersuchungen [...] konnte nachgewiesen werden, dass der [...] Baukörper (Torushalle und Tore) den Anforderungen des Strahlenschutzes hinsichtlich Erfüllung des Schutzzieles voll umfänglich durch eine fachgerechte Planung (Materialien, Dimensionierung) und qualitätsgerechte Rohbauausführung gerecht wird.“

Nach Herstellung des ersten Plasmas veröffentlichte der BUND eine Pressemitteilung, die warnt, dass „eine solche Bewertung des TÜV Süd nicht zulässig ist, da es zahlreiche Aspekte gar nicht betrachtete, so beispielsweise die Zusammensetzung aller im Zuge der Qualitätssicherung angefertigten Kernbohrungen des Strahlenschutzbetons.“ Der BUND unterstellt den zuständigen öffentlichen Stellen und dem IPP, dass „den Behörden über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren weitere Mängel im Strahlenschutzsystem der Anlage bekannt waren, die durch das Max-Planck-Institut für Plasmaphysik nicht abgestellt wurden.“

Thomas Klinger hält eine generelle kritische Überprüfung seines Projektes für legitim und wichtig. Für ihn seien die Auseinandersetzung und das Reflektieren von Meinungen in einer Demokratie fundamental. Das IPP gehe mit allen derartigen Vorwürfen offen und aufrichtig um. „Das Ding hat eine Milliarde Euro gekostet, warum hätten wir da ein paar Millionen Euro am Beton sparen sollen? Im Gegenteil, man könnte die Dicke unserer Betonhülle um ein Drittel reduzieren und dürfte die Anlage trotzdem noch betreiben.“ Der BUND unterstellt dem IPP keine Kostengründe als Ursache der Sicherheitsrisiken. Im Telefonat mit Arndt Müller: „Bei der Herstellung des Betons wurde unsauber gearbeitet. Nachträgliche Korrekturen oder ein Betriebsstopp wurden aus politischen Motiven und unter politischem Druck nicht geduldet.“

Die Fronten sind klar, die Betriebserlaubnis vom LAGuS liegt vor, auch wenn der BUND warnt: „Sollte das Landesamt für Gesundheit und Soziales Mecklenburg-Vorpommern einen Experimentalbetrieb mit schwerem Wasserstoff gestatten, würde die Behörde gegen eigene Auflagen zur Strahlensicherheit aus der Errichtungsgenehmigung verstoßen.“

### Ein Blick in die Zukunft


Die mediale Aufmerksamkeit ist groß, das erste Plasma wurde hergestellt. Aber wie geht's weiter in Greifswald? Erst jetzt kann der eigentliche Forschungsbetrieb aufgenommen werden. Dann können verschiedenen Zustandsformen des Plasmas untersucht werden. Zuerst einmal wird Plasma nur für Bruchteile von Sekunden her-

gestellt, in einigen Jahren soll das Plasma dann bis zu einer halben Stunde im Magnetfeld schweben. Bis dahin sind noch viele Feineinstellungen und Experimente nötig.

Die Zukunft der Kernfusion ist nicht sicher. Zur Fusion muss für das Plasma eine bestimmte Dichte, Temperatur und Wärmeisolation erreicht werden. Dichte und Temperatur sind mit heutigen Techniken realisierbar, nur die Wärmeisolation ist noch nicht soweit. Die momentan leistungsstärkste Anlage (Joint European Torus, UK) ist in diesem Punkt immer noch um den Faktor 5 von der nötigen Isolation entfernt. Nach aktuellen Einschätzungen kann man frühestens im Jahre 2050 mit einem funktionierenden Kraftwerk rechnen. Eine für den internen Gebrauch bestimmte Studie zur Zukunft der Kernfusion einer Unternehmens- und Strategieberatung, deren Auftraggeber nicht bekannt ist, kommt zu dem Schluss:

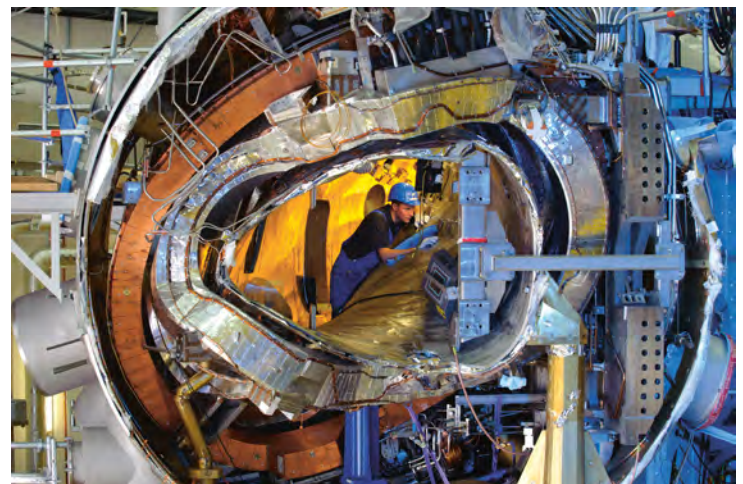
„Fusion could be a source with attractive characteristics: CO<sub>2</sub>-free readily available fuel, short-lived waste, and inherent safety compared with fission technology. A continued strong demand in base-load capacity, significant ecological pressure, and low acceptance for alternative technologies (fission, clean coal) are prerequisites for a potential push of fusion technology.“

Energie aus Fusion ist also möglich, aber nur wahrscheinlich, wenn in Zukunft wenig Alternativen zur Verfügung stehen. Was bleibt, ist die Kostenproblematik. Bei kleinen Anlagen ist die Oberfläche, an der die Wärme verloren geht, im Vergleich zum Volumen der Anlage, in der sich das Plasma befindet, sehr groß. Dadurch geht viel Wärme verloren, erst eine größere Anlage kann diesem Problem beikommen. Das kostet sehr viel Geld und birgt die Gefahr, dass die Technik am Ende nicht rentabel und das Geld zumindest in wirtschaftlicher Hinsicht verloren ist.

Thomas Klinger dazu: „Geld wird an vielen Stellen verbrannt. Bei sinnvoller Forschung ist das Geld auf keinen Fall verschwendet.“ 



Techniker bei Bauarbeiten im Inneren des Wendelstein 7-X.





# Werden muss jeder

Sehen und gesehen werden scheint im Leben häufig die wichtigste Devise zu sein. Am Straßenrand ist es nicht anders. Doch hier kann man sich fragen: Wer sieht eigentlich wen? Und wie? Philosophische Randbemerkungen eines Straßenkünstlers.

Von: Constanze Budde

„Ist das hier eine Weiche oder bin ich schon entgleist?“, frage ich mich wie Spaceman Spiff. Ich stehe mit dem Rücken zur Wand. Ein knapper Meter trennt mich noch von der Fassade des Hauses hinter mir. Unter meinen Füßen kaltes, nasses, dreckiges Kopfsteinpflaster.

Hier am Straßenrand ist es kühler als in der Mitte der Einkaufszone, aber auch freier. Ich habe genug Platz mich zu entfalten, mich zu bewegen, wie ich will. Über mir ist nur der Himmel – und vielleicht noch die Aufseher vom Ordnungsamt, die mich wegschicken könnten. Doch jetzt bin ich erst einmal hier. Dieser Quadratmeter Straße wird für die nächsten fünfundvierzig Minuten mir gehören. Ich werde ihn bespielen, bearbeiten, ausfüllen, und, wenn es sein muss, auch verteidigen. Aber vor allem muss ich ihn respektvoll behandeln. Denn nur wegen ihm kann ich sein, was ich ab jetzt bin: eine Randfigur, ein Außenseiter.

Wenn man einmal diese Position eingenommen hat, gibt es nur eins: Sein, wer man ist, alles, was man ist, nach Außen kehren und die Ehrlichkeit in Person sein. Sollte ich versuchen mich zu verstellen, wird es jeder sofort merken. Der Straßenrand zwingt zur Aufrichtigkeit und kehrt das Innerste nach außen. Auf gewisse Weise stehe ich dort nackt – auch wenn ich mich in Wollpullover, Schal und Mütze gehüllt habe. Doch mein Ich ist alles, was ich hier brauche. Nicht das, was gestern war oder was morgen kommt, weder Arbeit noch Uni spielen am Straßenrand eine Rolle. All das kann ich verstecken, ignorieren. Aber das, was mich ausmacht, was tief in mir wohnt, und was nicht genau benennbar, sondern nur erfahrbar ist, nehme ich mit und zeige es der Welt.

Wenn mir nach Lachen ist, spiele ich fröhliche Lieder und tanze auf meinem Quadratmeter Straße auf und ab. Erfüllt mich Trauer, singe ich wehmütige Töne. Und geht es mir dreckig, kann die Melodie durchaus auch mal danebengehen und der Gitarrenakkord gebrochen werden. Aber auch das ist okay. Denn es ist ehrlich – und deshalb gut, wie es ist.

Diese Narrenfreiheit ist nur am Straßenrand möglich. Deutlich abgegrenzt von allen anderen, kann ich mir hier Dinge erlauben, die mitten in dem geschäftigen Hin und Her nicht möglich sind. Wie der Hofnarr werde ich nicht so ganz ernst genommen, vielleicht auch belächelt. Erst im Nachhinein offenbart sich für den Einen oder Anderen die Wahrheit hinter dem, was ich hier am Rande treibe.

## Ich sehe was, das ihr nicht seht


Kaum dass ich Position beziehe, fällt auf, wie unterschiedlich Menschen auf jemanden reagieren, der am Rand steht. Es gibt die, die in die andere Richtung schauen und ihre Schritte beschleunigen.

Sie fühlen sich ganz offenbar unwohl, wenn sie mit der Ehrlichkeit der Straße konfrontiert werden. Da geht jemand vorbei, der mich kennt, mich aber am Straßenrand ignoriert. Verrat? Vielleicht. Vielleicht aber auch nachvollziehbar. Es kostet Überwindung, den Schritt aus der Mitte an den Rand zu machen.

Dann gibt es diejenigen, die langsamer werden, innehalten ohne stehenzubleiben, denen aber ein Lächeln über's Gesicht huscht und mir wenigstens für einen kurzen Augenblick etwas Ehrlichkeit zurückschenken. Ob sie wollen oder nicht. Aber in ihren Augen erkenne ich, dass sie für einen Moment in ihrer Routine unterbrochen wurden und dafür keinesfalls undankbar sind.

Der Blick vom Straßenrand ist ein anderer. Ich sehe viele Gesichter, wenn ich hier stehe. Nehme viel mehr Menschen wahr, weniger Stereotypen. Im Kontakt mit der Straße können alte Frauen durchaus genauso reagieren wie Business-Typen. Teenie-Mädels, die vor meiner Nase anfangen zu telefonieren, fordern mich heraus, provozieren genauso wie Leute, die mich filmen, ohne mich vorher zu fragen, ob ich auf ihren Smartphones abgespeichert werden will.

Schließlich sind da noch die, die stehenbleiben und zuhören, einen Euro in die aufgestellte Blechbüchse werfen. Manchmal auch zwei. Vielleicht sogar fünf. Oftmals sind es die, die selbst nicht ganz in die Mitte zu passen scheinen. Obdachlose, die sich mit ihrer Bierflasche neben mich setzen und eine Stunde lang zuhören, Menschen mit Down-Syndrom, die tanzen, und Kinder. Kinder, die staunen, die mir ehrfürchtig einen Groschen entgegenstrecken. Ich nehme ihr strahlendes Lächeln entgegen. Und spiele weiter, nur für sie. Die Straße macht uns gleich.

Egal, was die Leute tun, sie reagieren auf mich, ich reagiere auf sie. Wir interagieren und nehmen einander wahr. Vielmehr, als wenn wir in der Straßenmitte aneinander vorbeihasten, um unseren Geschäften nachzugehen. Aber die Straße erdet. Sie zeigt mir, wer ich bin, und was ich kann. Dabei bin ich auf jeden einzelnen Vorbeigänger und Stehenbleiber angewiesen, auch wenn für den Rest Spaceman Spiff recht hat: „Werden muss jeder für sich allein.“ 



[moritz.magazin](http://moritz.magazin)

recherchieren  
& schreiben

layouts

fotografieren



Komm zur Redaktionssitzung:  
montags 19.30 Uhr, Rubenowstr. 2b

[magazin@moritz-medien.de](mailto:magazin@moritz-medien.de)





# Gift im Peenetal

Die Peene ist ein Fluss in Vorpommern mit seltener und geschützter Umwelt. Neben einer Vielzahl von Freizeitangeboten bietet sie ihren Besuchern vor allem unberührte Natur. Eben diese geriet nach einem Industrieunfall in Gefahr. Nachgehakt.

Von: Nina Ahlers

FOTOS: MICHAEL BONIFER

Die Peeneregion im Osten Vorpommerns erlangte im September 2015 traurige Berühmtheit, als Bioethanol aus der Anklamer Zuckerfabrik in die Peene lief und 4,5 Tonnen Fisch verendeten. Nicht nur die Umwelt, auch die Bewohner der Region litten unter dem Vorfall. Wegen der vom Ethanol ausgehenden Explosionsgefahr mussten einige Gebäude evakuiert werden. Bei normalem Trinkalkohol besteht keine Explosionsgefahr. Das Ethanol, was in Anklam aus Zuckerrüben produziert wird, ist hingegen nicht für den menschlichen Verzehr gedacht, sondern liegt hochkonzentriert vor. In dieser Form ist Ethanol ein starkes Zellgift.

Daher ist verständlich, dass der Austritt des Ethanols weder bei Fischen noch bei Menschen auf Begeisterung gestoßen ist. Vor allem, weil bei der Aufklärung des Unfalls viele Dinge hätten besser laufen können. So gab es von der Zuckerfabrik keinen Havarie-Plan für den Fall eines Ethanolaustritts. „18 Stunden nach dem ersten Besuch an der Leckstelle floss immer noch Bioethanol in den Fluss“, berichtet Antje Enke von „Abenteuer Flusslandschaft“, einem Netzwerk, das verschiedene Erlebnis-Angebote rund um die Peene bietet. „Bis zu diesem Tag war uns die Gefahr, die von dieser Industrieansiedlung am Fluss ausgeht, nicht bewusst.“

Aber nach den ersten Meldungen von tonnenweise toten Fischen im „Amazonas des Nordens“ ist die Berichterstattung still geblieben. Bekannt ist weder, was die Ursache für den Austritt von Bioethanol aus der Zuckerfabrik war, noch, wie es jetzt weitergeht. Zunächst einmal haben freiwillige Helfer die toten Fische aus dem Fluss geborgen. Mittlerweile führt die Staatsanwaltschaft Neubrandenburg die Ermittlungen, äußert sich nach Anfragen dazu aber nicht zum derzeitigen Stand der Ermittlungen. Unterdessen hat sich für die Zuckerfabrik scheinbar nichts geändert. Das Leck wurde verschlossen, die Arbeit geht weiter. Das heißt aber noch lange nicht, dass die Sache damit erledigt ist. Sicher, die großen Medien und Politiker haben andere Themen für sich entdeckt, aber bei Anwohnern, Naturfreunden, Anglern, den Tourismusbetrieben und vielen anderen ist die Sache längst nicht vom Tisch. Immer noch ist nicht genau absehbar, welche Auswirkungen die Katastrophe auf die Natur haben wird und ob ein solcher Zwischenfall in Zukunft verhindert werden kann, zum Beispiel durch verstärkte Kontrollen.

## Ränkespiel der Industrie

Bei Bündnis 90/Die Grünen ist der Vorfall ebenfalls noch nicht vergessen. Momentan arbeiten die Grünen an der Aufklärung und prüfen die Genehmigungsunterlagen der Zuckerfabrik. Dabei fiel bisher auf, dass Lärm- und Geruchsbelastung seit Längerem über den Grenzwerten liegen. Des Weiteren gibt es, trotz mehrfacher behördlicher Aufforderung, diese vorzulegen, noch immer keine genehmigten Abwasserpläne. Die Kreistagsabgeordnete Kristin Wegner, die sich mit der Akteneinsicht beschäftigt, meint dazu: „Wir haben das Gefühl, dass die Behörden immer wieder hingehalten werden und zum Teil auch überfordert sind mit dieser großen An-



Freiwillige Helfer präsentieren tote Fische, die sie zuvor aus der verunreinigten Peene entfernt haben.

lage. Sie sind schon hinterher, dass die Auflagen erfüllt werden, aber die Zuckerfabrik spielt auf Zeit.“

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass es für die Anlage nach mehrfachen Erweiterungen des Baus keine abschließende und umfassende Überprüfung der Produktion und Emissionen gab. Momentan liegen die Genehmigungen nur für die Erweiterungen einzeln vor. „Einen Überblick darüber würde man bei einer Umweltverträglichkeitsprüfung gewinnen und dabei auch die Öffentlichkeit beteiligen. Das ist das, was wir fordern“, so Wegner.

Bei näherer Betrachtung tauchen mehr Fragen auf, als es Antworten gibt. Vielen erscheint es seltsam, dass solche Mengen Ethanol aus einem nicht verschlossenen Rohr gelaufen sein sollen, wie die Firma angibt. Wie kann es sein, dass das Ethanol durch die Regenwasserentwässerung in die Peene gelangte? Eine Verbindung zwischen Regenwassersystem, das legal in die Peene abgeleitet wird, und dem Produktionsbetrieb des Ethanols sollte es gar nicht geben. Dies liegt im Verantwortungsbereich des Chemiebetriebs. Verdächtig wirken in diesem Zusammenhang auch die nicht eingereichten Abwasserpläne. Die zuständigen Behörden konnten oder wollten auch auf mehrfache Nachfragen keine Auskünfte geben. Antworten wird letztendlich nur die Staatsanwaltschaft liefern. Zu drastischen Veränderungen wird es vermutlich nicht kommen, denn die Zuckerfabrik ist in vielerlei Punkten wichtig für Anklam und Umgebung. So bietet Sie beispielsweise Arbeitsplätze und Steuereinnahmen in einer sonst eher industriearmen Region. Vielleicht wird es aber eine Umweltverträglichkeitsprüfung geben mit Konsequenzen, die eine solche Katastrophe in Zukunft verhindern könnten. Denn fest steht: So wie bisher kann es nicht weitergehen. (m)



# So will ich diese Tage mit euch leben

Die Themen Tod und Sterben werden in unserer Gesellschaft gerne ausgeblendet. Auf der Palliativstation des Universitätsklinikums gehört der Umgang mit dem Tod jedoch zum Alltag – und ist entgegen vieler Vorurteile nicht immer gleich die „Endstation“.

Von: Constanze Budde & Rachel Calé

**L**ebensweisheiten in Glückskeksen und auf Postkarten findet man überall. Jede zweite spricht davon, wie kostbar unsere Zeit auf Erden ist und wie wir sie nutzen sollten. Häufig ist man kurz berührt, beschäftigt sich ein wenig damit und vergisst den Ratschlag wieder. Doch für Menschen, deren Lebenszeit auf wenige Wochen oder Monate begrenzt ist, haben solche Sprüche eine ganz andere Bedeutung – sie sind ihre Realität, das, wonach sich ihr Dasein richtet. Jeden Tag wie den letzten leben. Alles ausprobieren und nichts bereuen. Den Tagen Leben geben und nicht umgekehrt.

## „Kaffeetrinken und Sterben“

Der Gang der Palliativstation des Universitätsklinikums Greifswald mit den Kunstwerken an den orangefarbenen Wänden wirkt einladend und warmherzig. Keinesfalls wie ein Ort, an dem der Tod ein präsent Thema ist. Die in der Gesellschaft gängige Überzeugung, die Palliativstation sei eine „Endstation“, kennt Pfleger Martin-Paul Kramer von sich selbst. Auch er hat während seiner Zeit in der Notaufnahme geglaubt, Palliativ bedeute nicht mehr als „Kaffeetrinken und Sterben“. Jetzt ist er pflegerischer Leiter der Station und weiß, wie wenig von diesem Klischee stimmt. Dass Palliativpflege viel mehr ist, beweist das vielseitige Team der Station, die seit knapp fünf Jahren existiert und in enger Zusammenarbeit von Ärzten und Pflegekräften gemeinsam geleitet wird. Ergo-, Physio- und Musiktherapeuten, zwei Ärzte, zehn Pflegekräfte, Seelsorger, Sozialarbeiter und Psychotherapeuten arbeiten hier Hand in Hand. „Es ist wie ein Spinnennetz, in dem alle Aufgaben irgendwie miteinander verwoben sind und jeder in gegenseitiger Abhängigkeit steht“, beschreibt Pfleger Paul die Stationsstruktur. „Das ist auch gut so“, findet er, „denn häufig kommt es vor, dass ein Patient zu einer Therapeutin schneller eine Beziehung aufbaut, weil sie ihn an seine Tochter erinnert, während er sich mir nur schwer öffnet.“ Sympathie und Vertrauen sind wichtige Faktoren für die Betreuung in der Palliativpflege. Denn das höchste Ziel ist es, die Lebensqualität in den letzten Jahren, Monaten oder gar Tagen so hoch wie möglich zu halten. Trotz oder gerade wegen der unheilbaren Erkrankungen sollen Autonomie und Bedürfnisse der Patienten gewahrt bleiben.

Im Gegensatz zur klassischen Medizin zielt die Palliativmedizin nicht auf die Heilung des Patienten ab, sondern bemüht sich um Minderung des Leidens. Sie setzt dann ein, wenn die Erkrankung nicht mehr auf eine kurative Behandlung anspricht, wie zum Beispiel Krebs im Endstadium. Dazu gehört auch, eine vielleicht lebensverlängernde Operation zu unterlassen, wenn sie die Befindlichkeit nicht verbessert oder sogar verschlechtert.

Bei der Erhaltung dieser Lebensqualität wird das Fachpersonal der Palliativstation außerdem von ehrenamtlichen Mitarbeitern unterstützt, von denen einer die Patienten zwei Stunden in der Woche mit Klaviermusik im sogenannten „Wohnzimmer“ unterhält. Die Patientenzimmer sind mit einem Kalender, einer Uhr und einem Gemälde ausgestattet, die bei der täglichen Orientierung helfen sollen, und nebenbei Anregung bieten, selbst kreativ zu werden. Für diesen Bereich ist das Team unter Carina Viebke zuständig, die in der Ergo- und Musiktherapie arbeitet. Ihr Arbeitsbereich ist bunt und auch er zielt auf eine verbesserte Lebensqualität ab. Dabei erinnert er in keinsten Weise an eine Station mit schwerstkranken Menschen, vielmehr an ein Bastelzimmer kurz nach einem Kindergeburtstag. Zwar werden auf der Palliativstation keine Kinder behandelt, doch ein geringer Teil der Patienten hat gerade einmal dreißig Lebensjahre hinter sich. „Bei jungen Menschen ist es noch etwas ganz anderes. Sie besitzen viel stärker diesen Kampfeswunsch und gelangen dadurch deutlich langsamer in die Phase der Akzeptanz“, erklärt Pfleger Paul. Generell kann er aus Erfahrung Sterbende in drei Gruppen einteilen. „Diejenigen, die ein eher selbstbezogenes Leben gelebt haben, brauchen auf dem Sterbebett eine haltende Hand. Menschen, die dagegen immer gegeben und geholfen haben, verabschieden sich ohne großen Trubel von der Welt. Häufig passiert es genau dann, wenn die Angehörigen für einen Moment zum Einkaufen oder nach Hause gehen. Zudem gibt es noch eine dritte Gruppe von Menschen, die zuerst ein bestimmtes Ziel erreicht haben müssen, bevor sie sich dem Tod ergeben.“

## Abschied am Strand

Doch wie gehen die Mitarbeiter mit den teilweise zutiefst berührenden Schicksalen um? Wenn Kinder mit dem nahenden Verlust eines Elternteils umgehen müssen, ist das auch für die Station eine emotionale Situation. Eine Supervision wäre dann möglich, doch das Team hat sich dagegen entschieden. „Wir sind Menschen, die ihren Beruf gerne machen und nicht auf die Uhr schauen, wenn der Patient mal eine halbe Stunde mehr Fürsorge braucht. Zu uns passt eine Supervision nicht, das ist so strikt und formal.“ Dafür erzählt Pfleger Paul von ihrer eigenen Art, mit der Trauer umzugehen. Für jeden Patienten, der auf der Station verstirbt, wird ein Stein mit dessen Namen versehen und in einer großen Schale gesammelt. In regelmäßigen Abständen fahren die Mitarbeiter gemeinsam mit diesen Steinen an den Strand nach Lubmin oder Ludwigsburg bei Loissin und verabschieden sich dort, jeder auf seine eigene Weise, von den ihnen ans Herz gewachsenen Menschen.






FOTO: CONSTANZE BUDDÉ

Auf die Frage, ob er seine Lebenseinstellung durch die Arbeit auf der Palliativstation verändert habe, antwortet Pfleger Paul sehr bestimmt. „Man denkt kurzfristiger. Den Satz ‚Wenn ich noch mal jung wäre...‘ höre ich so häufig und habe für mich bestimmt, ihn niemals sagen zu wollen. Man wird auch optimistischer und denkt mehr über das Positive nach als über irgendwelche Banalitäten. Anstatt beispielsweise die Frau an der Kasse nicht weiter zu beachten, grüße ich sie freundlich und wünsche ihr einen schönen Tag.“ Zudem betont er, wie wertvoll er einen Tod in Ruhe und Begleitung der Angehörigen empfindet, denn anders als bei Verkehrsunfällen besteht noch die Chance, sich zu verabschieden. Pfleger Paul verweist auf einen äußerst wichtigen Aspekt, den es besonders im Hinblick auf die anhaltenden finanziellen Schwierigkeiten im Gesundheitswesen zu berücksichtigen gilt. „Im Grunde genommen haben nur wir die Möglichkeit, Pflege auszuüben, wie man sich Pflege vorstellt. In anderen Bereichen muss auf jeden Cent geachtet werden, dabei geht es doch darum, das Bestmögliche für den Patienten zu leisten. Bei uns gibt es diese Freiräume.“ Zwar wird auch auf der Palliativstation jede Maßnahme abgerechnet, jedoch ermöglicht es das Krankenhausmanagement aus Respekt vor den todkranken Patienten, auch mal über „rote Zahlen“ hinwegzusehen, wenn es ihrem Wohlbefinden zu Gute kommt.

### Pflege Deluxe

Die Betten der Palliativstation sind das ganze Jahr über komplett belegt. „Wir behandeln zwischen 360 und 380 Patienten pro Jahr. Ungefähr 45 Prozent davon sterben auf Station“, Pfleger Pauls Blick ist traurig, während er davon erzählt. „Viele denken, dass man eine Diagnose bekommt, bei uns landet und stirbt. Die Realität sieht anders aus. Man kann es sich wie eine gewöhnliche Therapie vorstellen, zu der man hingehört und je nach Erfolg auch wieder nach Hause kann.“ Der Vorteil der palliativen Behandlung im Klinikum liegt für Pfleger Paul auf der Hand. Es ist oft eine Belastung für die Hinterbliebenen, wenn sie ihr Zuhause immer mit Tod und Trauer verbinden.“ Das breit gefächerte Team bietet Angehörigen eine angepasste Betreuung an. „Wünschen sie sich mehr Nähe zu ihren Geliebten, stellen wir ihnen ohne zu Zögern ein Bett ins Patientenzimmer. Das und die speziellen Hightech-Geräte, die unter anderem für Bestrahlungen nötig sind, machen unsere Pflege zu einem Luxus.“ Im Durchschnitt verbleiben die Patienten acht Tage auf der Palliativstation. Wenn sie medikamentös entsprechend eingestellt sind, werden sie in ihr vertrautes Umfeld entlassen, wo sie von ambulanten Pflegediensten und Angehörigen weiterversorgt werden können.

Ein Beispiel für einen auf Palliativbetreuung spezialisierten Pflegedienst ist die Hauskrankenpflege Nordlicht. Pflegedienstleiter Daniel Schack organisiert rund 60 Mitarbeiter, die Palliativpatienten zuhause betreuen. Je nach Betreuungsbedarf fahren Alten-, Kranken- oder Intensivpfleger bis zu viermal täglich zu den Patienten, um sie unter anderem mit Medikamenten zu versorgen oder zu waschen. Die Mitarbeiter von Nordlicht besuchen etwa 20 Patienten in einem Dienst. Dabei müssen sie durchaus auf die zugeteilte Zeit achten und haben nicht viele Möglichkeiten, sich mit den einzelnen Patienten länger als eingeplant zu beschäftigen, obwohl mehr Zeit benötigt wird. „Das ist sehr schade. Die Patienten haben einen enormen Redebedarf und dann müssen unsere Mitarbeiter drängeln. Das fällt ihnen auch nicht leicht“, gibt Daniel Schack zu. „Da haben sie in der Klink viel mehr Zeit“, weiß Schack die Vorteile des Universitätsklinikums zu schätzen, auch wenn der Pflegedienst nicht direkt mit ihm kooperiert. Die ruhige und besonnene Art, wie er diese Problematik spricht, zeigt, wie sehr sie ihn persönlich beschäftigt. Gäbe es mehr Budget von den Krankenkassen sowie mehr Personal, könnten sie auch im ambulanten Bereich mehr Zeit für einzelne Patienten aufbringen. Obwohl mit den Krankenkassen mitunter jede Position einzeln ausdiskutiert werden muss, empfindet Daniel Schack es als ein Privileg, Palliativpflege auch ambulant anbieten zu können. „Der deutliche Vorteil am Pflegedienst ist, dass der Patient seine letzten Stunden in seinem Zuhause verbringen kann. Das ist eine Atmosphäre, die man nirgendwo nachstellen kann“, sagt er. Eben diese Atmosphäre hilft Patienten und Angehörigen gleichermaßen, Abschied zu nehmen, ohne dabei auf professionelle Unterstützung zu verzichten. Kann man den Umgang mit Sterben und Trauer lernen? „Bedingt“, sagt Daniel Schack einschränkend. „Wenn ein naher Angehöriger verstirbt, wird jede gemachte Erfahrung ausgeblendet und die Trauer überfällt einen wie ein Wasserfall.“ 



Pastor Rainer Laudan und das Pflegepersonal unterstützen die Patienten während ihres Aufenthaltes.



FOTOS: UNIVERSITÄTSMEDIZIN GREIFSWALD



# Kulturkiste







## Verliebt

Ohne sie geht gar nichts. Morgens geht der Radiowecker von alleine an, abends schalte ich die Stereoanlage wieder aus. Dazwischen umspielt Musik all mein Tun. Und wenn gerade kein Lied läuft – dann singe ich halt selbst. Manche Menschen singen höchstens unter der Dusche. Ich singe auch beim Spülen, beim Putzen oder anstelle einer Antwort in einem Gespräch. Es gibt für jede Situation ein Lied. Nur beim Lernen schalte ich die Musik aus. Dabei lernt man mit Musik doch angeblich besser. Das habe ich mir früher bei den Mathehausaufgaben auch gedacht. Hat nur leider nie funktioniert. Obwohl ich das meiner Mutter gerne vorgegaukelt habe. Dabei ist Bach total mathematisch.

Aber auch wenn Musik und Algebra in Kombination ansonsten nicht funktionieren, sind Lieder doch die beste Gedächtnisstütze, die ich kenne. Musik weckt Erinnerungen, die ohne Töne nicht zu fassen sind. Unsere persönliche Playlist des Lebens lässt uns mitunter vor Glück schweben, untermalt dramatisch unsere Tränen und passt zu keinem anderen. Deshalb riecht für mich „Eye of the tiger“ immer nach Sägemehl und Sarah Brightmans spanische Opernarien versetzen mich in die österreichischen Alpen. Und „Ich war noch niemals in New York“ finde ich toll, weil ich früher auf Festen so lange aufbleiben durfte, bis dieses Lied gespielt wurde – was mit 10 Jahren doch schon sehr lange war. Der Soundtrack zu dem Motion Picture Movie namens Leben ist vielseitig. John Miles hatte recht: „Music was my first love – and it will be my last.“

► Constanze Budde



# REQUISITE

## Wer die Fäden zieht

Hinter jedem roten Vorhang findet man strikte Rituale und Regeln: Nicht pfeifen. Nie durch den geschlossenen Vorhang schauen. Nie Schuhe auf einem Tisch stehen lassen. Nie bei der Generalprobe klatschen. Denn es heißt, das bringe Unglück ins Theater.

Von: Selin Cavus & Cerrin Kresse

Wer die Welt hinter der Bühne nicht kennt, kann schneller gegen ein Ritual verstoßen, als er denkt. Gut, dass diese Regeln vor dem Besuch der Generalprobe von „Arsen und Spitzenhäubchen“ noch einmal betont wurden. So kurz vor der Premiere darf nichts mehr schiefgehen. Aber die Mitarbeiter des Theater Vorpommerns in Greifswalde sind alle schon lange genug dabei, um Fehler zu umgehen. Zum Glück, denn was sich alles vor und während einer Vorstellung hinter den Kulissen abspielt, ist ein enormer Aufwand. Wer kümmert sich eigentlich um den schön gedeckten Tisch auf der Bühne? Woher wissen die Schauspieler rechtzeitig, wann sie auf die Bühne müssen? Was passiert, wenn die Schauspieler ihren Text vergessen? Und wer ist überhaupt für Veränderungen am Bühnenbild verantwortlich?

### „DJ des Theaters“

Vivian Schmidt, Inspizientin des Greifswalder Theaters, läuft zielstrebig durch die labyrinthartigen Gänge und bleibt schließlich an einem der hinteren Bühnenaufgänge stehen. Hier befindet sich das „Inspizientenpult“, ein übergroßer Computer mit einer Vielzahl von Knöpfen und zwei Monitoren. Darüber kommuniziert Vivian Schmidt mit allen, die an einer Vorstellung beteiligt sind. Es gibt Zeichen für den Hauptvorhang, für die Technik und für die Schauspieler. Bei Sichtkontakt können normale Handzeichen gegeben werden, wenn sich die betreffende Person allerdings außer Reichweite aufhält, werden Lichtzeichen verwendet. Dann wird der entsprechende Knopf gedrückt und bei dem Angesprochenen blinkt das Licht auf. Kein Wunder, dass die Inspizientin als „DJ des Theaters“ bezeichnet wird.

Vivian Schmidt wirft einen prüfenden Blick auf das Inspizientenpult und setzt ihren Weg hinter der Bühne fort. Viele Leute laufen ihr über den Weg, die etwas umhertragen, sich gegenseitig Dinge zurufen und letzte organisatorische Fragen klären, denn in Kürze soll die Generalprobe zu „Arsen und Spitzenhäubchen“ beginnen. Ein Großteil dieser Personen gehört zum Technik-Team, das für alles verantwortlich ist, was mit der Veränderung des Bühnenbilds zu tun hat. Einige Techniker stehen auf der sogenannten „Schnürgallerie“, wo sie die Züge betätigen, sobald sie das Lichtzeichen des Inspizienten erhalten haben. Diese sorgen nicht nur für das Auf- und Zugehen der Vorhänge, sondern lassen beispielsweise auch Schnee fallen. Dabei kommt es auch ab und zu vor, dass Einsätze vergessen werden. Laut Schmidt ist aber noch nie etwas Gravierendes passiert. Damit das auch so bleibt, ist die Generalprobe für „Arsen und Spitzenhäubchen“ an diesem Tag besonders wichtig für die Technik, da das Stück zuvor in Stralsund aufgeführt wurde. Hier hat das Theater Vorpommern eine zusätzliche Spielstätte. Jetzt müssen für das



In der Maske wird Alexander Frank Zieglarski in Mortimer verwandelt.

Greifswalder Haus der Ton angepasst, die Mikrophone eingerichtet und das Licht eingestellt werden. Obwohl nur diese eine Probe vor der Aufführung stattfindet, entstehen durch die gute Kommunikation untereinander bis auf einige Kleinigkeiten kaum Probleme. Vivian Schmidt ist zuversichtlich, dass alles gut laufen wird.

Es geht weiter an den großen Wänden auf der Bühne vorbei, die ein erstaunlich echt wirkendes Bühnenbild darstellen. Es besteht lediglich aus Holz und Pappe, erscheint aber durch den enormen künstlerischen Aufwand sehr authentisch. Fast ist es so, als befände man sich tatsächlich im Wohnzimmer eines alten, prachtvollen Hauses. Auch Türen, Fenster und Lampen sind eingebaut worden.

Als nächstes trifft sich die Inspizientin mit Sabine Mildner, eine Requisiteurin des Theaters, die für die Feinheiten auf der Bühne verantwortlich ist. „Die Requisite ist, als hätte man einen Haushalt. Man muss essen, trinken, man braucht Tischdecken und Geschirr. Alles, was man im Haus hat, hat man auch auf der Bühne“, erklärt Mildner. Den Beruf Requisiteur gibt es allerdings erst seit ein paar Jahren. „Früher sind Tänzer und Schauspieler, die ihrem Beruf nicht mehr nachgehen konnten, zu Requisiteuren geworden. Man braucht schon gewisse Vorkenntnisse. Heute haben viele vorher Berufe wie Maler, Tischler oder Dekorateur ausgeübt.“

Bei Stücken, die vorher auf einer anderen Bühne aufgeführt wurden, gehört es zu Mildners Aufgaben, sich mit den Requisiteuren des anderen Theaters gut abzusprechen, damit alle Gegenstände, die von den Darstellern benötigt werden oder zum Bühnenbild gehören, am richtigen Platz sind. Für die Kulissen gibt es einen monatlichen





FOTOS: CONSTANZE BÜDDE

Transportplan, damit das Bühnenbild einwandfrei ankommt. Die Requisiteure bekommen eine Liste und Fotos, wonach sie zunächst Proberequisiten anfertigen und den Schauspielern an die Hand geben. Im Laufe der Vorbereitungen werden die Originalrequisiten durch das Stralsunder Team übergeben, eingekauft, kaschiert oder nachgebaut. Manchmal reicht auch ein Gang zum Magazin, dem Lagerraum für kleinere Gegenstände. Normalerweise wird nach Vorgaben des Regisseurs oder Bühnenbildners gearbeitet. Allerdings gibt es auch hin und wieder die Möglichkeit, selbst kreativ zu werden. Aber nicht nur plastische Gegenstände werden von Sabine Mildner besorgt. Während der Vorstellung halten sich die Requisiteure hinter der Bühne auf und haben die Aufgabe, Sachen bereitzulegen, auf der Bühne etwas abzubauen, eventuell zerbrochene Sachen zu reparieren und Vergessenes zu besorgen. Außerdem kümmern sie sich um die Pyrotechnik, Nebel oder Knalleffekte auf der Bühne.

Nicht weit entfernt vom Arbeitszimmer der Requisiteure befindet sich die Maske. Der kleine Raum erinnert an eine Mischung aus Friseur und Kosmetiker, wobei hier alles etwas chaotischer herumliegt. In den Regalen und auf den Tischen liegen Perücken, Pinsel, Schminkpaletten und alles, was man für eine Maske so gebrauchen könnte. Zwei der Schauspieler sitzen an langen Spiegeln im grellen Licht und werden von zwei Maskenbildnerinnen für die nahe Generalprobe zurechtgemacht. Wie die Technik hat bei „Arsen und Spitzenhäubchen“ auch die Maske nur diesen einen Probedurchlauf vor der Aufführung. Deshalb wird sich auch hier an Fotos aus Stralsund orientiert, um zu sehen, wie die Schauspieler während der dortigen Aufführung ausgesehen haben. Nun liegt es in der Hand der Maskenbildner, die Darsteller jünger, älter, gesünder oder kränker aussehen zu lassen. Dafür wird hin und wieder Modelliermasse gebraucht. Außerdem kommt immer viel Schminke zum Einsatz, denn bei der Vorstellung müssen auch die Zuschauer in den letzten Reihen den Ausdruck des Schauspielers erkennen können.

### „Anwalt des Theaters“

Damit es überhaupt zu Vorstellungen kommt, sind Dramaturgen wichtig. Hannes Hametner, der „Arsen und Spitzenhäubchen“ dramaturgisch begleitet, nennt sich selbst „Anwalt des Theaters.“ Er arbeitet eng mit dem Regisseur zusammen, eignet sich Hintergrundinformationen zu dem Stück an, organisiert den Rahmen einer Inszenierung und kümmert sich auch um das Programmheft. Zwei große Bereiche sind es, für die Hametner als Dramaturg verantwortlich ist. Theaterintern macht er den Regisseur mit dem Haus vertraut, kümmert sich um die Vermittlung, setzt sich mit dem Spielplan und den Texten auseinander und beurteilt sie literaturkritisch. Im Kontakt mit dem Publikum und der Presse vertritt er die Stücke

nach außen. Dazu gehört das Anfertigen eines Programmheftes in Zusammenarbeit mit dem Regisseur und die Organisation von diversen Veranstaltungen, die Verbindungen zwischen dem Theater und der Öffentlichkeit herstellen. Franziska Lüdke, die zurzeit als Ballettdramaturgin tätig ist, befindet sich gerade in den Vorbereitungen zu dem Ballett „Casanova“, das im Januar in Greifswald gezeigt wird. „Im Moment lese ich verschiedene Übersetzungen und Memoiren von Casanova und alle möglichen Autobiografien.“ Auch die zeitliche Einordnung und das Suchen von passenden Textstellen für das Programmheft zählen zu ihren Aufgaben: „Man schaut, was der Autor damit übermitteln wollte, und was der Regisseur mit dem Stück erzählen will“.

### Vier Augen sehen mehr als zwei

Doch trotz aller guten Vorbereitung durch Dramaturgen, Requisite, Maske und Technik ist vor der Vorstellung noch viel zu tun. Der Regieassistent unterstützt den Regisseur bei seiner Arbeit, indem er Probepläne erstellt und das Regiebuch führt. Darin werden wichtige Abläufe festgehalten, wie Textstreichungen, Positionen und Auf- und Abgänge der Darsteller. Während der Generalprobe ist er noch einmal besonders gefragt. Per Mikrofon kommuniziert er aus dem Publikumsbereich mit verschiedenen Leuten hinter der Bühne, wenn etwas schief läuft. Ob es eine klemmende Tür oder ein Fehler am Bühnenbild ist, alles muss vor der Vorstellung geklärt und auch jetzt noch ins Regiebuch eingetragen werden. Alle Änderungen am Stück müssen akribisch festgehalten werden.

Mitunter haben die Schauspieler auch während der Generalprobe noch hier und da einige Texthänger. Bei solchen Problemen kommen Souffleure ins Spiel. Diese haben es schwieriger als man vielleicht vorerst annehmen mag, denn sie müssen die Darsteller gut kennen und einige Proben begleitet haben, um rechtzeitig zu merken, wann Schauspieler einen Texthänger haben oder womöglich nur eine gewollte Textpause machen. Außerdem muss der Souffleur immer mit einem Auge das Geschehen auf der Bühne beobachten und mit dem anderen den Text verfolgen und ganz genau wissen, welche Stelle gerade gespielt wird. Normalerweise sitzt der Souffleur seitlich am Bühnenbild, in einer kleinen Nische, die das Publikum nicht sehen kann. Bei „Arsen und Spitzenhäubchen“ sitzt er allerdings ausnahmsweise im Publikum, da das Bühnenbild sonst keinen Platz für ihn bietet.

Nach der Generalprobe werden die letzten Feinarbeiten am Bühnenbild abgeschlossen und jeder müht sich, alles perfekt vorzubereiten. Nicht mehr lange, bis dass sich der Vorhang zur ersten Vorstellung öffnet. „Toi, toi, toi!“ Nein, nicht „Danke“ sagen, das bringt Unglück! (m)

# Ein Kampf

Nicht erst seit der Verfilmung von Timur Vermes Bestseller „Er ist wieder da“ ist Satire über Adolf Hitler in vielerlei Munde. Doch abseits von Was-wäre-wenn-Szenarien wird auch die Hetzschrift des Diktators als Grundlage für Comedy genutzt.

Von: Selin Cavus

Seit 1996 reist der türkische Kabarettist Serdar Somuncu bereits durch Deutschland und erntet mit seinen satirisch kommentierenden Lesungen aus Hitlers „Mein Kampf“ sowohl Lob und Anerkennung als auch scharfe Kritik. Somuncu setzt sich in seinen Lesungen mit Hitlers antisemitischen Hasstiraden auseinander und zeigt gekonnt, dass den nationalsozialistischen Ideen wirre und lächerliche Gedankengänge zugrunde liegen. Somuncu weist in seiner Lesung auf grammatische Fehler, Wiederholungen und Widersprüche in „Mein Kampf“ hin. Dabei imitiert er an einigen Stellen spöttisch Hitlers typische Art zu reden, was die ausgewählten Textpassagen noch absurder wirken lässt. Einleitend geht er auch kurz auf die historischen Hintergründe ein und berichtet von der modernen Neonazi-Szene und deren Internetforen.

Somuncu gelingt es, dem Publikum mit seiner hervorragenden schauspielerischen Leistung vor Augen zu führen, dass die Inhalte des Buches, sein Autor und die nationalsozialistische Ideologie unsinnig und idiotisch sind. Die von Hitler zur Untermauerung seiner Ideen angeführten Tierbeispiele stellt Somuncu übertrieben überspitzt dar. In Kombination mit seiner herrlich komischen Vortragsweise lässt er damit das Publikum in schallendes Gelächter ausbrechen. Jedoch bleibt jedes Mal ein bitterer Nachgeschmack. Hitler, der so närrisch und absurd erscheint, diese lächerliche Person, die das geschrieben hat, wurde zum Reichskanzler gewählt. Schnell wird vergessen, dass diese menschenverachtenden Ideen zur Realität gehören. In Serdar Somuncus Lesung fehlt ein ernster Moment, in dem innegehalten und deutlich wird, was damals Fürchterliches geschehen ist.

## Die wissenschaftliche Veröffentlichung

Bis vor kurzem war in Deutschland das Herausbringen von Neuauflagen von „Mein Kampf“ untersagt. Der Besitz des Buches, von dem bis 1945 mehr als 12 Millionen Exemplare verkauft worden sind, ist jedoch schon immer erlaubt. 70 Jahre nach dem Tod des Diktators, sind die Urheberrechte für „Mein Kampf“ nun Anfang 2016 ausgelaufen. Dadurch wurde das Werk gemeinfrei und kann theoretisch von jedem Verlag neu aufgelegt und verbreitet werden. So könnte auch eine neue Ausgabe von rechtsorientierten Verlagen publiziert werden. Um zu vermeiden, dass Hitlers Hetzschrift nicht unreflektiert und in falschen Zusammenhängen verbreitet wird, haben Historiker und externe interdisziplinäre Berater aus der Germanistik, Biologie, Japanologie, Judaistik, Kunstgeschichte, Pädagogik und Wirtschaftsgeschichte drei Jahre lang an einer fast 2 000 Seiten starken wissenschaftlichen und kritisch kommentierten Fassung des Buches gearbeitet, das vom Institut für Zeitgeschichte (IfZ) im Januar herausgebracht wurde. Trotz der Kommentare und Anmerkungen der Wissenschaftler, die Fehler und einseitige Darstellungen korrigieren und die Leser aufklären sollen, ist die Neuauflage sehr umstritten. Gegner der Herausgabe der kommentierten Edition des IfZ, zu denen vor allem die Opferverbände gehören, befürchten, das Lesen des Buches könnte das Interesse an der nationalsozialistischen Ideologie wecken.

Doktor Frank Möller, Dozent am Institut für Zeitgeschichte an der Universität Greifswald, spricht in diesem Zusammenhang von einem „Krankheitserreger-Bild“, das von dem Buch ausgeht. Das heißt, dass



Skeptisch gegenüber Zensur: Serdar Somuncu scheut „Mein Kampf“ nicht.

die nationalsozialistische Ideologie durch das Lesen des Buches heute noch wirken könnte. Das habe jedoch mit der Realität nichts zu tun, denn eine Offenlegung der Informationen und ein aufklärendes Gespräch über die antisemitischen Hasspredigten, die darin stecken, würden viel eher einen reflektierten Umgang mit der Thematik fördern.

Möller hält die Originalausgabe von „Mein Kampf“ für eine wichtige historische Quelle der deutschen Geschichte und findet es wichtig, sich damit zu beschäftigen. Das Verbot von geschichtlichen Quellen sei sehr problematisch: „Um Distanz aufzubauen, muss man sich kritisch damit auseinandersetzen“. Auch Somuncu, der als Kabarettist bekannt dafür ist, immer wieder den Finger in die Wunde zu legen, hält die Diskussionen um „Mein Kampf“ für einen Indikator für den falschen Umgang der Deutschen mit ihrer eigenen Geschichte. Durch eine offene Bereitstellung des Buchs wird es seiner Meinung nach nicht weiter mystifiziert. Gleichzeitig wird es womöglich auch weniger begehrt für jene, die damit falsche Zwecke verfolgen.

Somuncu wählt bei seinen Lesungen gezielt die Ausschnitte aus dem Buch, die den Widerspruch und das Lächerliche von Hitlers Ideologien besonders deutlich machen. Möller beschreibt diese Art der Auseinandersetzung der heutigen Generation mit dem Thema als selbstgefällig, schließlich würde in gewisser Hinsicht auch über die Menschen der 1930er gelacht. „Es sollte lieber der heutigen Generation ein Spiegel vorgehalten werden.“ Somuncu betont jedoch in Interviews immer wieder, dass er sich nicht über die Opfer, sondern über die Täter lustig mache. Zudem fordert er die Freigabe des Buches, um eine Auseinandersetzung mit der Thematik voranzutreiben. Möller beschreibt die Reaktion der Deutschen auf die Geschehnisse der Vergangenheit mit „Erschrockenheit und Betroffenheit“. Die Tabuisierung des Themas könne jedoch für die Widerstandsfähigkeit der kommenden Generationen auf Rechtsextremismus nicht förderlich sein.





# GUSTAV

## meets moritz.

Die Gustel, Mitglieder des Greifswalder Universitäts-Studentischer Autorenverein, treffen nun den **moritz**. Jetzt könnt ihr die Geschichten auch hier lesen.  
Dieses Mal: Fleisch

Von: Konstantin Piecha

### Gebongt

„So viel hab ich nicht.“

„Ausziehen. Ähm, rausziehen.“

Jemand musste ihre Körperlichkeit verleugnet haben, dereinst, als sie an der Schwelle stand. Blicke, die kecken Mut erdolchten.

„Wird's bald, wird's bald zu Ende gehen. Noch ist's nicht so weit. Auf die Gefahr hin und darauf zu, dass ich mich wiederhole. Runter mit dem Zeug.“

„Halte ein, die Lichter hier, die Kälte, ich-meine, spürst du sie...“

„Das ficht mich nicht an, mein Fleisch liegt seit Äonen gesalzen, gefroren dar. Der Fata gibt es viele, das meinige indes werde ich deinetwillen nicht zum Markte tragen.“

Nachgerade plötzlich brach er den Saum seines Hemdsärmels auf, nestelte an der Bruche. Er wollte nicht, das erkannte sie.

„Untersteh dich und lass den Schurz an, du...“

„Schließe deine Lippen, Schweinekopf, auf dass ich sie dir nicht rauben muss!“

Seine spindeldürren, kleinkarierten Ärmchen ragten aus dem Rumpf, schlackerten längst. Es schien, als böge er sich, je weiter sie ihm zu entfleuchen drohte, umso ungerader nach vorn.

„Wärum möchtest du von einem Schweinekopf Tribut erbeten?“

Knurren. Stetes-Reißen.

„Er lebte bei mir, er gemahnte mich meiner Barmherzigkeit. Doch warum, warum begann er jemals zu singen? Er sollte nicht, nicht ob dieser Verletzung. Ich kann selbst nicht, was ich will, will nicht, was ich vermag, deshalb darbe ich seit jenem Anbeginn, da er zu quinquiliären anhub. Jetzt fordere ich ein kleines Stück zurück, und als Antwort echost du vor, wie bitterkalt es sei.“

Wieder rupfte er, nahm etwas Silber dazu, dann etwas Rot.

„Ich bedauere es und dich; zahlen werd ich trotzdem nicht mit dem Preis, den du zudenkst. Mich friert, innen, außen, mich friert, wenn deine ungestalten Kaskaden aus deinem Kopfe ins Nichts prasseln, mich friert...“

Vorne am Revers. Seine Hand fuhr aus und drückte sie nieder, in den Bauch vor ihm. Er erkannte, wie sehr sie wollte. Darinnen wärmte es schließlich. Verkrümmte Glieder stachen hie und da aus dem Katarakt, kühlende Flüssigkeit strömte in die Schere.

„... deine Herzensgüte, alles zu verlangen, wo es nur genehm ist. Deinen Körper setzt du ein, als Worte fehlen. Wer kann da zu Gerichte gehen als nicht der Kopf?“

Irgendetwas schien ihn zu beschämen.

„Meine generelle Unordnung lässt sich schwerlich geltend machen,

oder? Sie betrübt mich, im Grunde ahne ich kaum, wer wieviele Läuterungen nach ausgesetzter Zahlung genießen darf – zumal ich selbst wenig von mir abhängig bin, tagein bediene ich Maschinen, tagaus nicht, landauf ergießt sich die Ware, landab kriecht die Chimäre.“

Er troff nun regelrecht vor Betroffenheit.

„Aber aber. Sei schlicht vor dem Echo, vor deiner Forderung präsent, sei da. Ohne dich zu entkleiden.“

„Mit Abstand scheint mir das das Schwierigste zu sein! Vivisektionen in diesem Modus Vivendi, mich deuchte, es klänge ähnlich, drum tat ich's.“

Beide rappelten sich auf. Sofort spürte er es wieder in sich kochen.

„Bitte, gib mir deine Teile, ich möchte es probieren, noch einmal, bitte, ich muss das reinigen, bevor es festfriert, hilf mir, bitte, ich bitte dich, beim nächsten Mal gebe ich mir mehr Mühe, ohne diese Petitessen, hilf!“

„Du hast es noch nicht geblickt, oder? Die offene Fäulnis bist du, wegen dir glimmt die Welt verfrosten, schlag dir die Chimäre aus dem Kopf, vielleicht hast du dafür ein, wie du es bezeichnen würdest, adäquates Werkzeug. Warenwelt, Ware Welt, wahre Welt. Kaum noch enger zu ziehen.“

„Aber es brennt gar lustig.“

Hohes Lachen. Karoregen. Sie stand schon viel zu lange in seiner Schneise.

„Ich gehe. Menschen triffst du. Nichts lernst dazu.“

„Und Blut schwappt hoch im Schuh.“

„Ja, im eigenen. Nur dort. Den deinen gibst Strümpfe an die Hand, merkst nicht, dass sie, jeden Tag ein bisschen ärger, deine Eingeweide entsperren; das schmerzt dich so sehr, du willst Wärme zurück, kriegst...“

„Hörst du dich reden? Exakt der Tonfall.“

„Na und? Ich dringe eh nicht durch.“

„Weil du nicht willst. Ewiglich abscheulich trete ich vor dich, zu Tage, Karo hin oder her.“

„In künstlichem Licht. O, große Kunst.“

Endlich trat sie aus dem Geschäft, ohne bezahlt zu haben. Über die Schwelle, zurück zum Status quo. Noch nicht ganz, zugegeben. Nach all der wärmenden Kälte ein Wunder, exakt so viel Flüssigkeit zu nehmen, wie sie verloren hatte. Milidingsdagegenau begleich- und recht winklig zuordenbar. So gefiels. Darauf kommt es an. An der Fleischtheke. (m)



# moritz.män

und ihm seine Mudda...

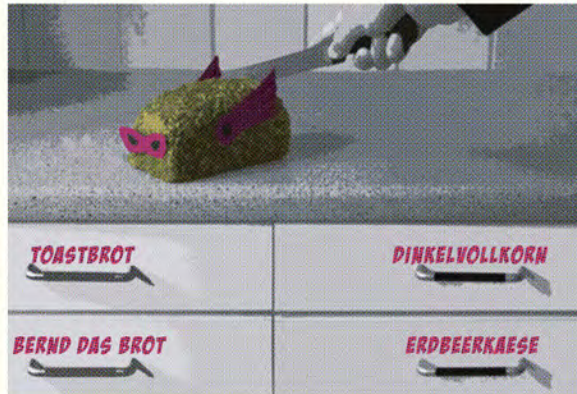


## WAS BISHER GESCHAH

moritz.män ihm seine Mudda hat herausgefunden, dass der Böse Brotkorb (BB) seine innere Leere mit Professoren füllt und zu diesem Zweck Greifswalder Dozenten entführen lässt. moritz.män kann das natürlich nicht zulassen. Als trojanisches Dinkelvollkonbrot getarnt hat er sich ins Schweriner Schloss geschlichen, um der Selbsttherapie ein Ende zu setzen.



Ein Brot aus Greifswald? Bringt es in die Küche zum Schneiden!



Friss Vollkorn, du Affe!

Verdammt! Ich hätte gleich der Gerät nehmen sollen.



Warum liegt hier überhaupt ein Scherge rum?

Und warum hast du eine Maske auf?

ALARM, ALARM!



Wo sind die Profs?

I-I-Im Keller



moritz.män, komm und rette uns!



Brotkorb, ich komme!

Gesagt, getan...moritz.män ist es nach weiteren Kämpfen mit den lästigen Schergen gelungen, in das Büro des BB einzudringen.



Deine Brötchen sind gezählt.

Mimimi...



Doch mit dem Sellerie hatte er nicht gerechnet.

Nicht so schnell, moritz.män.



Verdammt, Sellerie! Das nächste Mal hol ich meine Mudda.

Du hast deine Mudda, isch hab Polizei...

**ENDE**





„DER GLASMURMELSAMMLER“  
VON CECELIA AHERN  
365 SEITEN  
FISCHER KRÜGER  
PREIS: 19,99 EURO  
SEIT NOVEMBER 2015

© FISCHER KRÜGER

## Den Kitsch ummurmelt

Cecelia Ahern – ja, das ist die Dame, die den weltweiten Bestseller „P.S. Ich liebe Dich“ geschrieben hat, der später aufwändig und herzerreißend mit Hilary Swank und Gerard Butler verfilmt wurde. Hinzu kamen in den letzten zehn Jahren knapp ein Dutzend weitere Romane und Erzählungen, die sich beinahe ausschließlich um Verlust, Schicksal und die ganz große Liebe drehen – echte Frauenliteratur mit einem Hauch Kitsch, auch wenn die Autorin dies bestreiten würde. Und ja, ein Blick auf den Autorennamen dieser Rezension verrät: Hier rezensiert ein Mann, der ganz nebenbei immer ein wenig abschätzig auf die doch recht umfangreiche Ahern-Romansammlung seiner Freundin blickt. Kann das also überhaupt funktionieren?

Sabrina Boggs, Irin in ihren 30ern und Mutter von drei Jungs, arbeitet in einer Reha-Einrichtung als Bademeisterin und führt ein Leben, das weitestgehend so aufregend ist wie ihr Job – Brote schmieren, Kinder zur Schule bringen, arbeiten, auf das Sofa fallen und schlafen.

Eines Tages bekommt sie allerdings einen Anruf aus dem Pflegeheim, in dem ihr Vater Fergus wohnt, seit er einen Schlaganfall erlitten hat. Es wären Kisten für ihren Vater abgegeben worden, die sie sich doch bitte vorher erst einmal ansehen solle. Darin findet sie neben anderen alten Dingen ihres Vaters eine bestens gepflegte Glasmurmelsammlung inklusive ausführlich geführtem Inventar. Fasziniert von dem Fund und dem laut Inventarliste hohen Wert einiger dieser Murmeln macht sie sich auf die Suche nach zwei der teuersten Murmeln, die in der gut geführten Sammlung zu fehlen scheinen. Hat sie jemand gestohlen und sich bereichert? Bei der Beantwortung dieser Frage ist ihr Vater dabei keine große Hilfe, da er nach dem Schlaganfall mit großen Erinnerungslücken zu kämpfen hat.

**„Etwas über Dad zu erfahren erscheint mir inzwischen viel wichtiger, als diese Murmeln zu finden.“**

So begibt sich Sabrina auf eine Reise tief in die Vergangenheit ihres Vaters, erkennt, dass dieser von den Murmeln geradezu besessen gewesen sein muss und wohl ein geheimes Doppelleben geführt hat. Unausweichlich stellt sich dabei für sie die immer dringendere Frage, ob sie ihren eigenen Vater überhaupt kennt.

Das bewegte Leben von Fergus, der keineswegs nur Sabrinas Vater und Mann ihrer Mutter war, wird auf eine zweite Erzählebene verlagert, so dass der Leser Sabrina bei der Neuentdeckung ihres Vaters immer einen Schritt voraus ist. Dabei nimmt einen die Autorin mit zurück bis in Fergus' Kindheit in Irland, wo er sich in einer Familie mit rauem Stiefvater und sieben Jungs durchsetzen muss – Schläge der Eltern und des Priesters sind dabei an der Tagesordnung. Entfliehen

kann er dieser Welt vor allem durch das Murmelspielen, welches er so schnell beherrscht wie kein anderer. So entwickelt er eine Leidenschaft, ja geradezu eine Sucht für das Spiel, die ihn, je älter er wird und befeuert durch das Unverständnis seines Umfeldes, immer weiter in ein Doppelleben treibt. Dieses ist dabei durchzogen von Verstrickungen und Lügen, die bald sein Leben prägen und unweigerlich zur Eskalation führen.

**„Ich erzählte ihr, dass ich gerne Murmeln spiele, und sie lachte, weil sie dachte, ich nähme sie auf den Arm. ‚Ach komm, Fergus, mal im Ernst. Was spielst du denn wirklich? Fußball?‘ Da passierte es. Ich habe es ihr nicht näher erklärt, aus mehreren Gründen. Erstens schämte ich mich [...]“**

Sabrinas Suche hingegen spielt ausschließlich in der Gegenwart und umfasst lediglich einen Tag, in dem sie eine Vielzahl von Weggefährten ihres Vaters trifft. Gegen Ende laufen schließlich beide Erzählstränge zusammen und bringen Licht in die Fragen des Lesers.

Fergus' Geschichte ist hierbei um einiges spannender und hält einen durchweg bei der Stange – man möchte wissen, wie es ihm ergangen ist und was im nächsten Moment passiert. Dabei entwickelt man große Sympathie und Mitgefühl für ihn, obwohl oder vielleicht gerade weil er nicht einfach der nette, arme Tropf von nebenan ist. Sabrinas Geschichte fühlt sich dagegen leider zu häufig zu flach und oberflächlich an, obwohl sie die Erzählung vorantreibt. Die fehlende Tiefgründigkeit und das teilweise aufflammende Selbstmitleid Sabrinas lassen so bei Weitem keine so große Sympathie für sie aufkommen wie für Fergus.

Letztlich bleibt aber trotz dieser Schwäche ein interessanter, wenn auch über viele Strecken ruhiger Roman für die kalte Jahreszeit, der diesmal Ahern-untypisch nicht die Liebesbeziehung zwischen Mann und Frau in den Mittelpunkt stellt und dem Kitsch weitestgehend entsagt.

Vollständig von ihren vorherigen schriftstellerischen Werken losreißen kann sie sich dabei dann allerdings doch nicht und baut noch ein wenig seichten Herzschmerz in den Roman ein, wenn sie Sabrina gegen Ende noch den einen oder anderen Körperkontakt mit einem jungen aufregenden Künstler erleben lässt.

Für das Buch wäre das aber absolut nicht nötig gewesen – herzerwärmend ist die Geschichte gegen Ende so oder so. Und das sagt ein Rezensent und Mann, der zumindest vorgibt, am liebsten knallharte Polit-Thriller zu lesen.

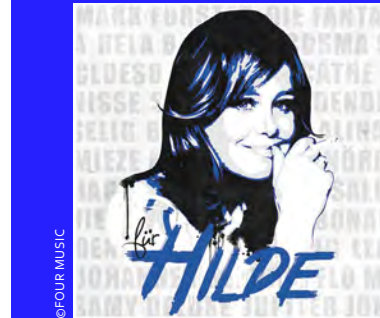
► Sebastian Bechstedt

## Erfahrung statt Offenbarung

Hildegard Knep kennt nicht jeder. Ihre Lieder sind speziell und vor allem aus den 1950ern. Das haben unsere Eltern und Großeltern gehört, das finden wir doof. Ein Tributalbum an die außergewöhnliche Sängerin und Schauspielerin sollte ihr daher neues Leben einhauchen, sie radiotauglich machen und Sony kurz vor Weihnachten noch ein paar wehmütige Käufe beschern. Das ist reichlich danebengegangen. Wer die Originale kennt, merkt schnell: Bei dem Album handelt es sich um einen krampfhaften Versuch, aus Klassikern Mainstream-Popsongs zu machen. Das tut weder den Klassikern noch den Neuinterpretationen gut. Da nützen auch die persönlichen Eingangsworte von Hilde selbst nichts.

Am misslungensten ist definitiv die Version des Liedes „Von nun an ging's bergab“ mit umgedichteten Textzeilen in typischer Samy Deluxe-Manier – ganz schlimm! Sowieso überzeugt keines der Lieder, die originale Audiodateien mit modernen Klängen remixen. Zum Glück kamen auf diese Idee nicht allzu viele der mehr oder weniger bekannten 19 Neuinterpreten. Unter die vom Label so genannten Gratulanten haben sich Mark Forster, Die Fantastischen Vier, Bela B & Bonaparte, Samy Deluxe, Clueso, Miese und Selig gemischt. Hätten sie mal lieber zum 90. Geburtstag der Knep keine Songs aufgenommen, sondern Blumen am Grab der 2002 Verstorbenen hinterlegt – das wäre sinnvoller gewesen.

Ein paar wenige gelungene Ausnahmen gibt es trotzdem. Den würdigen Beginn des Albums macht zum Beispiel Mark Foster mit „Halt mich fest“. Da denkt man noch, dass alles gut wird. Schnulzig, aber nah



„FÜR HILDE“  
FOUR MUSIC  
PREIS: 16,99 EURO  
SEIT DEZEMBER 2015

am Chanson der Sängerin und deshalb ebenfalls wunderbar zu hören, ist Johannes Oerding's Version von „Eins und eins“. Und auch Lea, wer immer sie sein mag, hat aus „So hat alles einen Sinn“ etwas Schönes für die Ohren gemacht. Das wohl bekannteste Stück von Hildegard Knep „Rote Rosen“ wurde von Alina Wichmann neu eingesungen – annehmbar. Man sollte trotzdem beim Original bleiben. Um Barney Stinson zu widersprechen: „Neu ist nicht immer besser.“

► Lisa Klauke-Kerstan

## Hörbuch

### Sie sind wieder da

Ich muss gestehen: Ich bin seit meinen Kindheitstagen ein großer Sherlock Holmes-Fan und deshalb hat mich die Nachricht einer Neuauflage, diesmal aus deutschem Hause, sehr erfreut. Mit altbekannter Brillanz widmet sich der berühmte Detektiv Sherlock Holmes seinem neuesten Fall in dem aktuellen Hörspiel „Das Rätsel von Musgrave Abbey“. Es geht um zwei eigentlich völlig verschiedene Geschichten: die Entführung eines Jungen aus einem Elite-Internat und den Diebstahl des Manuskriptes eines kommenden Bestsellerromans. Allerdings kann Sherlock Holmes zwischen diesen scheinbar willkürlichen Akten einen Zusammenhang erkennen.

Das Hörspiel macht Spaß: die Dialoge sind zackig und witzig, lassen den Hörer regelrecht mitreden; die Synchronsprecher, hier vor allem Johann von Bülow als Sherlock Holmes, gehen komplett in ihren Rollen auf. Jeder noch so kleine Seufzer ist authentisch, und man merkt, dass viel Mühe in die Produktion gesteckt wurde. Der Fall ist so spannend, dass man die rund 76 Minuten in einem Rutsch hört, um zu wissen, wie es ausgeht. Doch manchmal ist es etwas schwierig, der rasanten Logik Sherlocks zu folgen, was allerdings die Authentizität des Hörspiels steigert. Und alte Fans kann das ja eh nicht schocken. Sherlock selbst kommt etwas gefühlskälter und gemeiner als gewohnt daher. Watson ist ein wenig ungeduldiger als in den Büchern, aber auch hier das Herz des Duos. Leider fehlt ein wenig die Vertrautheit zwischen den besten Freunden, die viele andere Inkarnationen so unwiderstehlich gemacht hat. Aber vielleicht ändert sich das noch im Laufe der Hörspielreihe.

Man kann allerdings nicht anders, als sich an die BBC-Serie „Sherlock“ erinnert zu fühlen. Gibt es doch hier und da kleine Überschneidungen, wie zum Beispiel die Neuansiedlung der Geschichte in der Jetztzeit, oder dass Watsons Bruder Harry aus den Büchern auch hier eine Frau ist. Dennoch ist es eine gelungene Neuauflage des berühmten Meisterdetektives.

► Dean Münder

„SHERLOCK & WATSON  
– NEUES AUS DER BAKER  
STREET. DAS RÄTSEL VON  
MUSGRAVE ABBEY“  
GELESEN VON JOHANN VON  
BÜLOW, FLORIAN LUKAS  
UND STEFAN KAMINSKIDER  
DER AUDIOVERLAG  
LAUFZEIT: 76 MINUTEN  
PREIS: 14,99 EURO  
SEIT OKTOBER 2015





## DVD



©UNIVERSUM FILM

„FED UP – DU BIST, WAS DU ISST.“

UNIVERSUM FILM

LAUFZEIT: 92 MINUTEN

PREIS: 12,99 EURO

SEIT NOVEMBER 2015

## Limo – die Zigarette des 21. Jahrhunderts

Die Bevölkerung der westlichen Konsumgesellschaft ist zu fett. Ein Fakt, der eigentlich keine neue Erkenntnis darstellt. War in den USA vor 25 Jahren noch jedes zwanzigste Kind übergewichtig, so ist es jetzt

jedes fünfte. Auch die Prognose sieht verheerend aus. Es ist die Rede von einer Epidemie, die sich über große Teile der Welt ausbreitet und eine riesige Belastung für das Gesundheitssystem darstellt – hat sie doch die Bedrohlichkeit von Rauchen, einem der größten Risikofaktoren für Herz-Kreislauf-Erkrankungen, längst eingeholt. Jene und andere Tatsachen werden in „Fed Up“ beleuchtet und die Ursachen kritisch hinterfragt. Die Filmemacherin Stephanie Soechtigs geht davon aus, dass nicht der zunehmende Bewegungsmangel für das Ungleichgewicht zwischen Kalorienaufnahme und -verbrauch ausschlaggebend ist, sondern die Ernährung und unterstellt, dass die Herangehensweise „grundlegend falsch“ ist. Sie enthüllt dabei geschickt die perfiden Spielchen der Zuckerlobby und legt das politische Totalversagen der amerikanischen Regierung offen. Diese hat bisher versucht, alle Verantwortung von sich zu weisen, obwohl sie – zumindest bezogen auf das Ernährungsproblem – offensichtlich gescheitert ist. So wird beispielsweise aufgedeckt, dass sich der Verband der amerikanischen Kinderärzte mit Coca Cola verbündet hat.

Was in diesem Film leider nur angerissen wird und daher etwas zu kurz kommt, sind ernährungsphysiologische Aspekte. Stattdessen wird vor allem die Werbeindustrie verteufelt, die es durch dreckige psychologische Tricks schafft, schon Dreijährige zu manipulieren. Die Folge sind 180 Kilo schwere Fünfzehnjährige, die Magenband-OPs erhalten statt gesundes Schulesen. Aber privater Profit und die Interessen einzelner stehen eben über der Gesundheit aller – das ist sogar rentabel für die amerikanischen Krankenkassen, die Aktien bekannter Fastfood-Hersteller erwerben. Der Film ist zu Beginn etwas zäh, wird aber bald spannender und zeigt einmal mehr auf, wie weit die Macht der Industrie geht und die Politik mitspielt.

► Rebecca Firneburg

## CD

## Gerappte Kritik

Spätestens seit 2013 ist Lukas Strobel, eher bekannt unter dem Namen „Alligatoah“ aka „Die Terroristen“, eine bekannte Stimme aus der Rap und Hip-Hop Szene. Ende 2015 legte der selbsternannte „Sprechgesangskünstler“ sein viertes Album „Musik ist keine Lösung“ vor. In seinen Songs äußert der 26-Jährige auf seine sehr provokante ironische Art Kritik an der Gesellschaft und ihrer politischen Einstellung. So kritisiert er beispielsweise mit „Du bist schön“ den Schönheitswahn, und die heutige Wegwerfgesellschaft inklusive der Umweltverschmutzung mit dem Titel „Lass liegen“. Im Titelsong „Musik ist keine Lösung“ stellt er sich klar und deutlich gegen Rassismus und erläutert, dass ein Lied die Welt nicht verändert, sondern gegenteilig sogar für falsche Zwecke genutzt werden kann. Songs wie dieser zergehen einem direkt auf der Zunge, an anderen knabbert man etwas länger, bis man auf den richtigen Geschmack kommt.

Aber egal mit welcher Melodie oder welchem Instrument Alligatoahs Texte und Wortspielereien untermalt werden, bei jedem Lied besteht die große Gefahr eines Ohrwurms. Also wieder typisch Alligatoah. Jedoch merkt man beim Vergleich mit den vorherigen Alben, dass der Sänger Themen seriöser und ernster verpackt und sein Sprachstil sich langsam von der häufig in der Rapszene genutzten Fäkalsprache abwendet. „Das bedeutet Krieg“ ist einer der weniger eingängigen Songs, was hauptsächlich an der Zusammenarbeit mit Morlockk Dilemma und seinem anstrengenden Rapstil liegt. Neben diesem sind auf dem Album im instrumentellen Bereich erstmalig unterschiedliche Straßenmusiker vertreten, was Alligatoah erneut als

einen vielseitigen Musiker auszeichnet, der viele seiner alten Masken und Gesichter wieder aufsetzt, aber auch neue parat hat. Seine Stimme setzt er geschickt ein und zeigt sein volles Talent, egal ob Sing-Sang, Rap oder andere Facetten. „Musik ist keine Lösung“ – aber ein Kunstwerk.

► Max Benning



©TRAILERPARK

„MUSIK IST KEINE

LÖSUNG“

TRAILERPARK

PREIS: 14,99 EURO

SEIT NOVEMBER 2015

# m wie Kolumne

## Plasma für die Welt

In Greifswald leben die Greifswalder. Ein kleines Völkchen, das in seinen kleinen Wohnungen ein ganz beschauliches und passables Leben lebt. Wir sind im Rest des Landes weder für unsere besonderen Heldentaten noch für ein übermäßiges Maß an Boshaftigkeit bekannt. Vor wenigen Wochen gelang es jedoch einem Team aus mehreren Forschern, in einem extra angelegten und neu gebauten Labor etwas sehr heroisch Gutes zu tun, was im Rest der Welt für ein Raunen sorgte. Symbolisch haben sie während der Weltklimakonferenz erstmalig testweise Plasma erzeugt, wie es sonst nur die Sonne tut, um damit einen ersten Schritt in Richtung saubere Energie zu tun.

Eine schwerdefinierbare, weil sonst eigentlich nicht vorhandene, millionenmilliarden Grad heiße Masse in einem Vakuum. Warum das in Greifswald stattfinden musste, weiß kein Mensch. Vermutlich lag es an den günstigen Standortfaktoren. Wäre etwas schief gegangen und die schlauen Menschen vom Max-Planck-Institut hätten etwas falsch gemacht, wäre das entstandene Schwarze Loch erst 50 Jahre später aufgefallen – wusste ja schon der Kaiser. Meine Vermutung geht eher dahin, dass der gemeine Greifswalder für so große Horizonte dann doch etwas zu klein ist und die Forscher in Ruhe mit ihrem neuen Flubber spielen wollten – wusste ja schon Professor Philip Brainard.

Aber wie kann nun dieser doch wirklich eher schwer greifbare und noch sehr theoretische Plan nutzbar gemacht werden? Vielleicht ist es ja möglich, dass der Kernfusionsreaktor der Marke Wendelstein 7-X mit einem von Marketingexperten erdachten griffigeren Namen ausgestattet in die Massenproduktion geht und 90 Prozent der weltweiten Haushalte mit sauberer, nachhaltiger Energie versorgt, um so auch den größten grünen Hanfpolloverträgern ein kleines Freudentränkchen abzuquetschen. Dann wird es auf jeden Fall über kurz oder lang heißen: „MAMA, der Plasmainator3000 geht wieder nicht, mein Computer ist gerade ausgegangen!“ – „Dann musst du noch ein bisschen Wasserstoff oder Helium nachlegen, Kevin, das steht auf der Anzeige!“ Die alten Kachelöfen in den Wohnzimmern und der Kohlekeller hatten ja noch bis in die 90er ihren Charme, die Älteren werden sich erinnern. Bis zum Jahr 2050 ist es ja auch nicht mehr so lange, die Jüngeren werden es schaffen. Vielleicht haben sich bis dahin die vertraglich festgemachten Träume und Wünsche der Weltklimakonferenz noch nicht in Kohlekraftwerkrauch aufgelöst und es herrscht ein besseres Bewusstsein für unsere Erde. Wir werden dann mit einem offenen Auge recyceln, die Säcke für den Restmüll der Küchen werden Jutebeutel sein, die nach der Benutzung gewaschen und wiederverwendet werden und in jedem Hausflur der Mietskasernen steht ein kleiner Komposthaufen, der genug Wasserstoff für die Betreibung des Plasmainator3000 daneben herstellt. Oder Seehofer und sein Schoßhund Söder begrüßen jeden Flüchtling an der Bayrischen Grenze mit Blumen und Decken. Beides denkbar.

Warum eigene Worte finden, wenn es doch schon jemand wie Jean Baptiste Molière gesagt hat: „Der Grammatik müssen sich selbst Könige beugen, aber kein Internetnutzer mehr.“



FOTO: PRIVAT

## Zahlenmoritzel

	4		2		9		7	
	3							
	7	9						
		3		2			5	9
→	8			5	7			←
			6				2	
		6			1			2
				3		4	6	5
						1		

Zur Teilnahme benötigen wir von euch die Zahlen in der richtigen Reihenfolge des grau markierten Bereichs. Viel Erfolg!

Anleitung:

Ziel des Spiels ist es, die leeren Felder des Puzzles so zu vervollständigen, dass in jeder der je neun Zeilen, Spalten und Blöcke jede Ziffer von 1 bis 9 genau einmal auftritt.

## Bildermoritzel



FOTO: LUISE FECHNER

Wenn ihr den gesuchten Ort kennt, dann schickt uns schnell die Lösung per E-Mail an [magazin@moritz-medien.de](mailto:magazin@moritz-medien.de).

Die Lösungen der letzten Ausgabe lauten:

154 839 726 (Sudoku), Hinweisschild in der Alten Frauenklinik (Bilderrätsel) und Papageienkuchen (Kreuzmoritzel).

Die Gewinner der letzten Ausgabe sind:

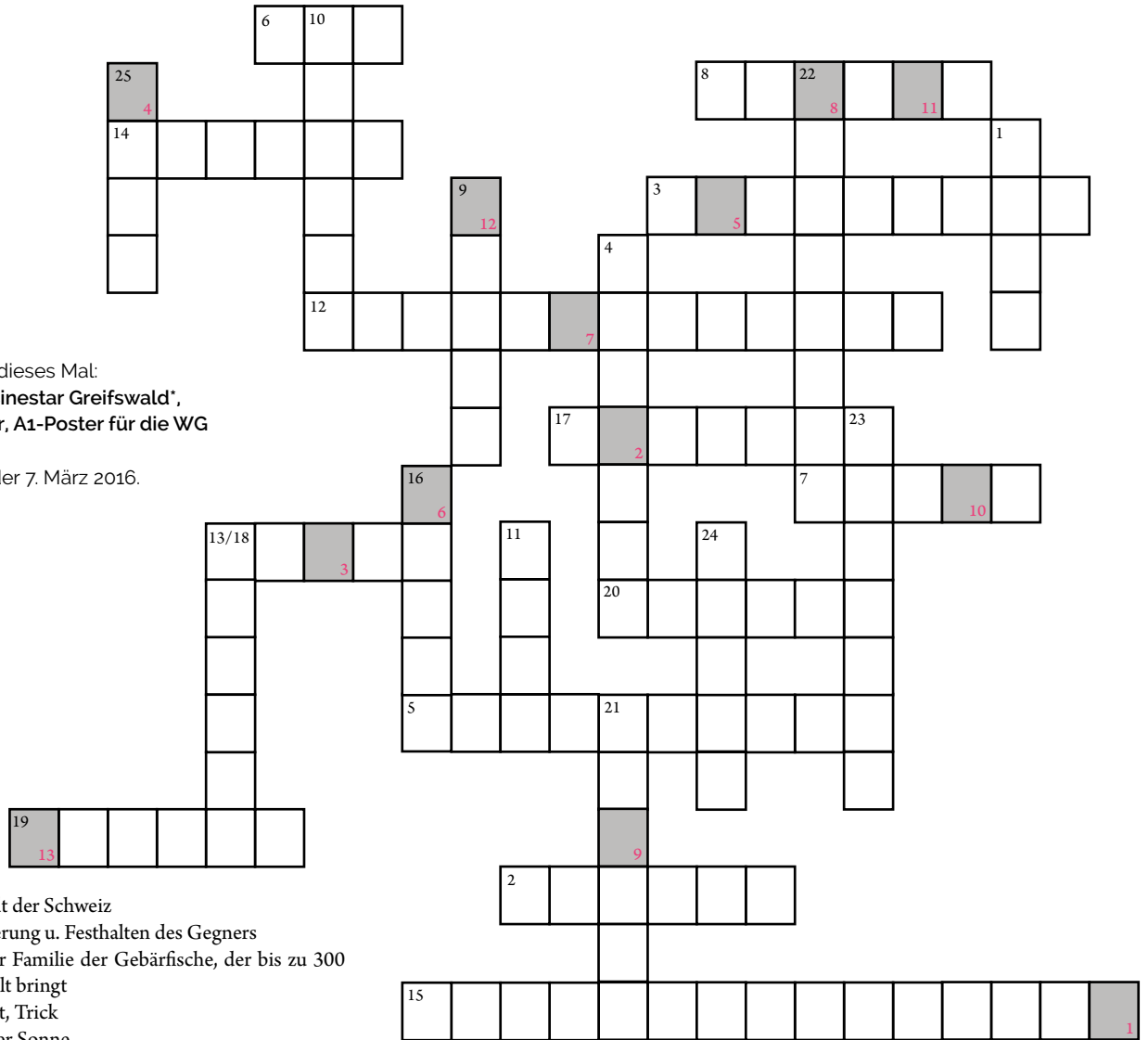
Wiwijn Winda Astuti, Bastian Querfeld (2x 2 Kinokarten), Christina Ewert, Konstantin Mansfeld, Laura Minstedt (Mein Studioplaner). Herzlichen Glückwunsch!



# Rätsel

Wieder einmal gibt es in diesem Heft für euch ein wenig Rätselspaß, um sich die Zeit in und außerhalb der Universität zu vertreiben. Sobald ihr die Lösung für das Sudoku entschlüsselt habt, wisst, welcher Ort sich hinter dem linken Bild verbirgt, oder das Gittermoritzel gelöst habt, könnt ihr uns so schnell wie möglich eure Antworten sowie euren vollständigen Namen schicken an: [magazin@moritz-medien.de!](mailto:magazin@moritz-medien.de)

## Gittermoritzel



Zu gewinnen gibt es dieses Mal:  
**2 x 2 Kinokarten im CineStar Greifswald\*,**  
**3 x Mein Studi-Planer, A1-Poster für die WG**

Einsendeschluss ist der 7. März 2016.

1. De facto Hauptstadt der Schweiz
2. Boxen: Umklammerung u. Festhalten des Gegners
3. Küstenfisch aus der Familie der Gebärfische, der bis zu 300 lebende Junge zur Welt bringt
4. Feinheit, Schlaueheit, Trick
5. Die Einstrahlung der Sonne
6. (arab. „Sohn“) Bestandteil arab. Personennamen, hebr. Ben
7. Löffelähnliches Schöpfgerät
8. Pferdezuchtstätte
9. Zusammenstoß, Zusammenbruch
10. Golf: das Erreichen des Lochs mit einem Schlag weniger als vorgeschrieben
11. Alte aus China stammende Hunderasse
12. Verbannung, Ausweisung, Aberkennung der Staatsangehörigkeit
13. Tierwelt
14. Wichtige Angelegenheit, (unangenehmer) Vorfall, Liebesverhältnis
15. Entgiftung radioaktiv verseuchter Gebiete, Geräte etc.
16. Hauptstadt Vietnams

17. Schmuck, Verzierung
18. Junges Pferd
19. Japanisches mantelartiges Gewand
20. (Geschichtlicher) Zeitabschnitt, Periode
21. Im röm. Reich eine Truppeneinheit, in der nur röm. Bürger dienten
22. Altröm. Gott des Schlafs
23. Im NT Straftat für die Gottlosen nach dem Endgericht
24. Abteilung, Schar, mehrere zusammenstehende Tiere zum Beispiel bei Schwarzwild
25. Mineral-Gemenge, welches überwiegend aus Jadeit ist

### Lösungswort:



## Mustafa Yetiskin

FOTO: KLARA KÖHLER



„Soße, Salat, alles?“ ist wohl der Satz den Mustafa Yetiskin, Inhaber von „Efes“, am häufigsten sagt. Jeder in Greifswald kennt den gemütlichen Dönerladen an der Ecke Fleischerstraße/Domstraße. Besonders beliebt ist er aufgrund seiner Öffnungszeiten. Auch wenn man nachts um drei noch Hunger hat: „Efes“ hat immer auf. **moritz.** hat Mustafa getroffen und ihm ein paar Fragen gestellt.

**Wie lange leben Sie schon in Greifswald?**  
Seit drei Jahren. Den Laden gibt es seit zwei Jahren.

**Was hat Sie dazu bewogen, „Efes“ zu eröffnen?**

Ich komme schon aus der Gastronomie. Bevor ich nach Greifswald gekommen bin, hatte ich bereits ein Geschäft auf Usedom. Da war das für mich einfach, hier den Laden zu eröffnen.

**Gefällt Ihnen der deutsche Norden?**

Ja. Ich lebe jetzt schon so lange in Deutschland, es ist meine zweite Heimat geworden.

**Was wird am häufigsten bestellt?**

Döner.

**Was gehört in einen guten Döner?**

Immer Salat, Soße und Gewürze.

**Wird viel vegetarisch bestellt oder mit anderen Extrawünschen?**

Nein, vegetarisch essen hier nicht so viele. Viele bestellen ohne Zwiebel, ohne Oliven, ohne Knoblauch.

**Ist schonmal etwas Verrücktes hier passiert?**

Nein, noch nie. Wenn nachts mal ein Betrunkener im Laden ist, stört mich das nicht so. Manchmal sind auch welche da, die kaum

noch laufen und reden können, aber das kommt nicht so häufig vor.

**Was ist der Unterschied zwischen Türkischer Pizza und Rollo?**

Türkische Pizza ist mit Gehacktem, Dürüm ist ohne Gehacktes und ohne Soße. Dürüm ist das gleiche wie Rollo, manche sagen auch Wraps. Das hat halt verschiedene Namen – wie ja, jawohl, jo – bedeutet alles das Gleiche!

**Haben Sie ein Lieblingsgericht auf der Karte?**

Döner. Ich esse bestimmt jeden zweiten Tag einen! Und der Döner muss scharf sein, wie Feuer.

**Kochen Sie auch zu Hause?**

Ja, da mach ich gerne etwas Richtung Eintopf oder Ähnliches. Wenn meine Frau einen Eintopf macht, muss ich auch immer zwei Teller essen! So lecker kocht sie.

**Woher kommt der Name „Efes“?**

Aus dem Türkischen. Es bedeutet so etwas wie „große Sonne“. Mir gefällt auch das Logo. Es zeigt eine antike Ausgrabungsstätte bei Izmir.\* Man kennt den Namen „Efes“ auch als Biermarke.

**Haben Sie viele Stammkunden?**

Ja. Die meisten Kunden sind Studenten. In den Ferien ist im Laden nichts los, tote Hose.

**Wann sind die Stoßzeiten?**

Mittags oder nachts.

**Wann sind Sie am liebsten im Laden?**

Mittags oder nachts. Eigentlich bin ich immer gerne hier. Nachmittags ist es hier auch ziemlich ruhig, da hat man Zeit.

**Wie viele Mitarbeiter haben Sie?**

Wir sind zu dritt.

**Was mögen Sie besonders an ihrem Job?**

Die Salate schneiden und zubereiten.

**Eine letzte Frage beim obligatorischen Glas türkischem Tee: Kaffee oder doch Tee?**

Schwarzen Tee! Nicht so viel Kaffee trinken. Wenn man lernen muss, trinkt man einen Tee und man hat sofort Energie.

Sehr geehrter Herr Yetiskin, vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führte Klara Köhler.

\*Anmerkung der Redaktion: Izmir ist eine Stadt an der Westküste der Türkei.







## Programmorschau

Schwups – und schon ist ein weiteres Semester so gut wie vorbei! Die Gremienwahlen sind geschafft und somit stehen die neuen Vertreter der studentischen Selbstverwaltung fest. Auch im kommenden Semester werden wir sie unter die Lupe nehmen und über wichtige Ereignisse in der Hochschulpolitik berichten. Doch bevor das neue Studierendenparlament durchstartet, wollen wir dem alten die letzte Ehre erweisen.

Neben Politik ist natürlich auch noch Platz für Kultur. Deswegen haben wir uns schon die eine oder andere Veranstaltung im Frühjahr rot markiert, die wir Euch vorstellen wollen.

Im Februar stehen wieder die Prüfungen an. Die Bibliotheken werden überquellen und so auch die neue Bib in der Loefflerstraße. Diese Chance nutzen wir, um die Studierenden zu fragen, wie die neue Bibliothek bei ihnen ankommt.

Zu Beginn des neuen Semesters ist der Prüfungsstress dann vorbei und alle können wieder durchatmen. Das ist also der perfekte Zeitpunkt, um bei uns reinzuschnuppern! Unsere Redaktionssitzung findet jeden Mittwoch um 20.15 Uhr im Dachgeschoss der Rubenowstraße 2b statt.



**moritz.tv**

Schau bei uns vorbei.

[moritztv.de](http://moritztv.de)

Anzeige

# Druckhaus Panzig – Anzeige –







# 25 JAHRE

Mensch. Region.  
Umwelt.

1991–2016



**STADTWERKE**  
Greifswald

Mensch. Region. Umwelt.

**25** JAHRE | Voller Energie

# 25% RABATT

## für unsere Kunden!

Boddenklänge 2016:

24. Juni: DIE PRINZEN | 25. Juni: NENA

Ticketpreise: 29,- €\* (statt 39,50 €)



**STADTWERKE**  
Greifswald

Mensch. Region. Umwelt.



Wir präsentieren im Juni DIE PRINZEN und NENA. Für unsere Strom- oder Gaskunden gibt es die Konzerttickets mit 25% Ermäßigung\*. Die rabattierten Tickets sind im Kundenzentrum und Freizeitbad erhältlich!

\* Pro Person max. 2 Karten je Konzert; nur solange der Vorrat reicht!

**25** JAHRE | Voller Energie